Verrufen.

Ein Lebensbild

von

Karl Schram.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Albert Bach.
1861.

— — — —

So nur kann man Gutes thun im Leben:
Mit Bewußtsein muß man es empfangen,
Ist es mit Bewußtsein auch gegeben,
Bleibt die Seele an der Seele hangen.

I.

Ein gemüthlicher Mensch.

Da ist eine deutsche Residenz, die vor allen andern den Ruf hat, „gemüthlich" zu sein. Eine gemüthliche Stadt! Man kann sich für ein Beieinander von Häusern, Straßen und Promenaden, kein widersinnigeres Adjectiv denken, aber auch andrerseits keines, welches für den Eindruck, den diese Residenz macht, bezeichnender wäre.

Die Stadt ist weder groß, noch schön; die älteren Straßen sind eng, winkelig und dunkel und der durch den wachsenden Zufluß von Fremden veranlaßte Neubau liegt allen Windzügen und Zugwinden ausgesetzt, mitten im baumlosen Ackerland.

Aber das Alter sowohl wie die Jugend dieser

Stadt haben etwas freundlich Einladendes; man fühlt sich hier heimisch und kann den Wunsch nicht unterdrücken, die Menschen kennen zu lernen, die man sich nicht anders, als „gemüthlich" denken kann.

Die Giebelhäuser in den winkeligen Gassen der alten Stadt haben durchaus nichts griesgrämig brummiges und verhalten sich zu den geradlienigen, jugendlichen Straßen, wie die alte Bürgergarde zur strammen Soldateska.

Es sind eben Väter und Söhne, die sich in friedlicher Eintracht dicht aneinander schließen. Diese wollen sich im Freien tummeln, jene bewachen die Ringmauern der Stadt gegen feindliche Eindringlinge.

Zwar ist von den ehemaligen Ringmauern der Stadt kaum eine andere Spur vorhanden, als eine schattige Allee, die sich in anmuthigen Windungen kreisförmig um die Stadt zieht und in eine paradiesisch gelegene Bastion ausläuft; mit den feindlichen Eindringlingen indeß hat es seine Richtigkeit und mit diesen hat die alte Bürgergarde ihre Noth.

Rings um die Giebelhäuser mit den vorspringenden Erkern herrscht ein ewiger Krieg. Diese blumenbekränzten Erker werden, Jahr ein, Jahr aus, belagert; da wird wie im Kriege spionirt, recognoscirt, parlamentirt, mitunter finden auch Ueberfälle statt nnd Eroberungen werden gemacht.

Die alte Bürgergarde bleibt in den meisten Fällen im Nachtheil, denn bei dem Feinde ihrer Ruhe versehen oft gut geschulte Offiziere den Dienst der Gemeinen, und gegen gut geschulte Lieutenants kämpfen selbst alte Bürgergardisten vergebens. Ueberdies herrscht oft Verrath im Innern ihrer Häuser, und wenn sie Waffenstillstand oder Frieden haben wollen, müssen sie capituliren.

Dieser kleine Krieg aber ist etwas Herkömmliches, Gewohntes und stört die Gemüthlichkeit nicht, mit der Freund und Feind auf neutralem Boden, wie Theater, Concert und Promenaden, einander begegnen.

Selbst der skrupulöseste Bürgergardist findet es natürlich, daß man sich unaufgefordert an

seine Seite setzt, eine Unterhaltung über das Wetter beginnt und, auf Familienangelegenheiten übergehend, sich mit beziehungsvollem Lächeln an die Tochter wendet, während die vorsorgliche Mutter den Vater zu beschäftigen sucht. Selbst der philiströseste Giebelhausbewohner findet nichts darin, wenn sein Töchterchen während der Konzertpause mit ihrer Freundin eine Promenade durch den Garten macht und am äußersten Ende desselben zufällig auf „Bekannte" stößt, die sie da und dort kennen gelernt hat.

Die sprichwörtliche Gemüthlichkeit dieser Stadt dehnt sich auch auf ihre nächsten Umgebungen aus. An allen Puncten herrscht derselbe Ton, überall Bescheidenheit und Anmuth, Harmlosigkeit und natürliche Einfachheit.

An den besuchtesten Vergnügungsorten hört jeder Standesunterschied auf; man streift die städtischen Formen ab und wird, so zu sagen, ländlich.

Ein Zug rückhaltsloser Geselligkeit geht durch alle Klassen der Bevölkerung, der Genuß ist Selbstzweck, und schöne Aussicht, frische Luft

und Konzerte sind, je nach der Geschmacksrichtung der Einzelnen, Einigungspuncte für Fremde und Einheimische.

In einer der neuangelegten, zum Bahnhofe führenden Straßen befindet sich ein Haus, welches, fast so zu sagen, einen europäischen Ruf erlangt hat. Dieses Haus mit seinem prachtvollen Garten ist sicherlich die beneidenswertheste Besitzung eines Stadtbewohners, nicht allein eine Zierde der Straße, sondern eine Zierde der Residenz. Und wollen wir das Incognito derselben bewahren, dürfen wir uns bei der Beschreibung dieses Etablissements nicht länger aufhalten.

Nur noch so viel. — Der geräumige Garten, ein Meisterstück von Hortikultur, vereinigt zur Zeit der Rosenflora, die man selten in solcher Vollkommenheit findet, ein nicht sehr zahlreiches aber gewähltes Publikum, und vorzugsweise an zwei bestimmten Tagen der Woche verlebt man hier die genußreichsten Morgenstunden.

An solch einem entzückend sonnigen Junimorgen lustwandelte ein junger Mann von etwa

vier und zwanzig Jahren in den Laubgängen umher. Das sichtbare Vergnügen, mit dem er die Anlagen und die junge Flora betrachtete, ebenso wie die neugierigen Blicke der ihm Begegnenden, verriethen, daß er ein Fremder sein müsse und zum ersten Mal hier.

Dieser junge Mann fiel aller Welt auf, und doch lag im Grunde nichts Auffallendes in seiner Erscheinung. Er war fast unter mittlerer Größe, ohne grade klein zu sein; weder seine Kleidung noch seine Manieren hatten etwas Auffallendes, Eines wie das Andere war bescheiden, einfach, aber nicht nachlässig. In seiner Kleidung war jedes Stück abgenutzt und für die Jugend des Trägers fast unmodisch, aber es lag dafür eine gewisse Sorgfalt, eine untadelhafte Sauberkeit in seiner Wäsche. Man sah es diesem Menschen an, daß er keine Vorhemdchennatur war. Er war offenbar sauber von Innen wie von Außen.

Der lautere Blick verrieth ein reines Gemüth, die freie, offene Stirn einen feinen Verstand, und hätte nicht die leichte Falte zwischen den zusammenstrebenden Augenbrauen dem Ge-

sichte etwas streng Ernstes verliehen, es wäre fast zu mädchenhaft erschienen. Dieser Widerspruch wiederholte sich zu oft, als daß man das Gesicht eigentlich hätte schön finden können, und doch war der junge Mensch wie aus einem Guß. Es lag in seinem Wesen etwas Klangvolles, Anziehendes, und war man dem ausdrucksvollen Blick einmal begegnet, so suchte man ihn wieder.

Daß die Spaziergänger ihm zu begegnen suchten, war das einzig Auffallende an ihm oder richtiger an ihnen.

Waren es junge Mädchen, die an ihm vorbeikamen, so hielten sie in ihrer Unterhaltung plötzlich inne, und einige Schritte hinter seinem Rücken wisperte man: Kennst Du ihn? — Nein, kennst Du ihn? — Ich auch nicht! — dann machte man plötzlich „Kehrt"; suchte eine Seitenallee zu gewinnen, die in kleiner Biegung dahin führte, woher man eben gekommen war.

Frauen zweiter Altersklasse sagten manchmal leise, manchmal so laut, daß er es hören konnte: „Welch ein hübscher Kopf, oder welch ein interessantes Gesicht, welch prächtige Augen."

Aeltere Frauen, wenn sie allein waren, blieben gradezu stehen, um ihm nachzusehen. Männer, älter als er, nickten ihm freundlich zu. Nur den wenigen jungen Leuten, die man im Garten antraf, schien der Fremde nicht recht gefallen zu wollen. Sie wichen ihm aus, sprachen von ihm, ohne nähre Bezeichnung, als von der dritten Person, fanden „ihn" weder hübsch noch elegant, konnten es nicht begreifen, daß alle Welt „ihn" angaffe, und fanden die Mädchen heute langweilig und kurz angebunden.

So hatte denn der Fremde, ohne mit Jemand ein Wort gewechselt zu haben, in der ersten Stunde schon seine Freunde und Feinde.

Dieser Umstand, so geringfügig an sich, ist für den Verlauf unserer Schilderung zu wichtig, als daß wir ihn übergehen könnten.

Der junge Mann schien es Anfangs nicht zu beachten, daß man ihn vielfach fixire. Nachdem man ihm aber unzweideutige Beweise gegeben hatte, daß er Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden sei, zog er sich in den entlegensten Theil des Gartens zurück,

und wandte sich an einen ihm zunächst stehenden Herrn mit der unbefangenen Frage: ob nicht vielleicht sein unbefugter Eintritt in den Garten Mißfallen errege, da er es unterlassen habe, bei dem Besitzer die Erlaubniß einzuholen. . . .

— Nichts weniger als das! erwiederte der Gefragte mit herzgewinnender Freundlichkeit. — „Gesichter Ihres Gleichen, gehören zu den Seltenheiten im Leben, und können nicht unbeachtet bleiben. Ich würde Ihnen das nicht sagen, wenn nicht meine Menschenkenntniß, mein erprobter Scharfblick mir die Ueberzeugung einflößten, daß Sie mindestens eben so viel Kopf und Herz, wie Gesicht besitzen. Ueberdies bin ich, wie Sie wissen werden, ein gemüthlicher Schwabe, der immer das Herz auf der Zunge trägt.

— Das weiß ich allerdings nicht, aber ich hätte es muthmaßen können.

— Nicht? Sie kennen mich also nicht? fragte der Andre verwundert – und doch redeten Sie mich so gemüthlich an, als wären wir alte Bekannte!

Da sieht man wieder, wie recht Spinoza hat, wenn er sagt; Vera idea summam involvit certitudinem, quod nihil aliud significat, quam perfecte sive optime rem cognoscere, und um wie viel leichter wird die Erkenntniß, wenn sie nicht Dinge, sondern Personen zu erfassen sucht. Ach, entschuldigen sie mich, Sie verstehn wohl nicht Latein?

— Doch ja.

— Also dem Gelehrtenstande angehörig! rief der Schwabe lebhaft, — dachte ich's doch gleich! Und ohne Bezugnahme auf sein voriges Citat, setzte er hinzu: — Unser Lessing hat recht, wenn er sagt, es gebe nichts absolut Schönes. Die Gesetze der Ethik und Aesthetik laufen so fein in einander, daß man ihre Grenzen nicht kennt. Was schön ist, muß meiner Ansicht nach sittlich gut, was gut ist, muß elementarisch geschult, so zu sagen gebildet sein. — Ich zweifle nicht, daß Sie mich verstanden haben und meine Ansicht theilen.

Ich bin gewohnt, meine Gedanken ohne Rückhalt auszusprechen, und habe nichts dagegen,

wenn meine Bekannten sie anderweitig benutzen, aber ich behalte mir unter allen Umständen das Eigenthumsrecht vor.

Sie haben ein zu ehrliches Gesicht, und werden nicht zum Plagiator an mir.

— Wahrhaftig nicht!

— Sie sind ein wackerer Mensch, und da Sie, wie ich höre, auch philosophische Studien gemacht haben, sind Sie mein Mann, und wir werden gute Freunde werden.

Gedenken Sie sich lange hier aufzuhalten?

— Ich habe zwar Anstalten für einen längeren Aufenthalt getroffen, doch hängt es davon ab, ob ich die Beschäftigung finde, die ich suche.

— Und darf man fragen, welche Art Beschäftigung Sie suchen? — Halt! ehe Sie antworten, muß ich befürworten, daß ich hiermit keine müßige Frage thue.

Ich bin gewohnt, aller Welt zu helfen. Das ist zwar gewissermaßen eine Schwäche von mir; aber ich bin einmal so. Ich habe oft für meine besten Absichten Undank geerntet, aber ich halte

grundsätzlich am Guten fest. Nun sagen Sie mir, worin ich Ihnen helfen kann.

Der junge Mann sah den Schwaben nicht ohne Mißtrauen an, doch sichtbar beruhigt durch den Ausdruck von Biederkeit in dessen Gesicht, erwiederte er:

— Ich habe Jurisprudenz studirt. Man rühmt die hiesige Rechtspflege, und ich würde es als eine wichtige Förderung für meinen künftigen Beruf betrachten, wenn ich einige Zeit unter der Aufsicht eines hiesigen Rechtsanwalts arbeiten könnte.

— Ist das Alles? rief der Schwabe lebhaft lachend, dann komme ich billig davon. Verlassen Sie sich auf mich, in wenigen Tagen haben Wie Ihre Stelle. Sie machen doch wohl auf Gehalt keinen Anspruch?

— Ich kann meinen Leistungen vorläufig noch nicht den allergeringsten Werth beimessen, erwiederte der junge Mann, nicht ohne Befangenheit. — Wer Ansprüche machen will, muß auch Ansprüchen Genüge leisten können.

— Musterhaft! vortrefflich! rief der Schwabe

so laut, daß es die Vorübergehenden hören mußten. — Sie können diesen Ausruf wohl nicht begreifen, mein junger Freund? Ich weiß Alles; aber ich habe so meine gewissen Manieren, Leute, für die ich mich interessire, in die Welt einzuführen. Wenn ich „vortrefflich“ rufe, so wissen die Leute, daß es Etwas zu bedeuten hat. Sie können es nicht ermessen, welchen Dienst ich Ihnen hiermit erwies; mein „Vortrefflich“ von sechs Menschen gehört, nützt Ihnen mehr, als ein Dutzend Empfehlungen, die Sie mitgebracht hätten. Und nun sagen Sie mir, wie Sie heißen, und wo Sie wohnen.

— Ich wohne im nächstgelegenem Hause, erwiederte der junge Mann, seine Namenskarte überreichend.

— Anton Schwedt? recitirte der Schwabe, die Karte lesend. — Schade, daß Sie sich nicht Antonio Schwedt nennen. Das „Anton“ klingt so stumpf vor dem einsilbigen „Schwedt“. Antonio Schwedt oder Anatol Schwedt, das hätte noch Klang. Selbst Anastasius Schwedt hätte noch einen gewissen Rhytmus und wäre euphonisch,

aber Anton in der verdeutschten Abbreviatur, noch dazu, wenn es einem einsilbigen Schwedt vorangeht, kann ich nicht brauchen.

— Können Sie nicht brauchen? — Wie meinen Sie das?

— Ich meine, daß ich ihn für Sie nicht brauchen kann. Durch die Stellung, die ich in der Gesellschaft einnehme, — ich bin Bartholomäus Dörffle. — Der Sprecher machte hier eine Pause, und als Schwedt sich ehrerbietig verneigte, reichte ihm Jener wohlwollend die Hand, ungefähr wie ein General den ehrerbietigen Gruß einer Schildwache abwehrt; dann fuhr er fort: — Meine Stellung in der Gesellschaft gestattet es mir, Personen, die ich dafür geeignet halte, in alle Kreise einzuführen; und da ich gewissermaßen für meine Schützlinge die moralische Verantwortung übernehme, muß mir auch jeder sein Kontingent stellen. Witz, Humor, Ruf, künstlerische Bedeutung oder auffallende Persönlichkeit sind die Truppen für mein Feld. Es wird Ihnen unbenommen bleiben, Ihre sozialen Vorzüge zur Geltung zu bringen; bevor Sie

dies aber gethan haben, gehören Sie zur letzten Sorte. Sie haben das Glück hübsch zu sein. das ist ein Passe-paar-tout in allen Sprachen, für alle Nationen. Sie haben die Klugheit, sich nichts darauf einzubilden, das macht Sie anziehend; aber mehr als Beides wirkt das Fremdländische Ihres Wesens. In diesem Augenblicke sind Sie Gegenstand lebhafter Debatten; ein paar Dutzend Menschen streiten sich darum, was Sie für ein Landsmann sind, und erfahren die Streitenden nachher, daß Sie ganz einfach „Anton Schwedt" heißen, so haben sie sich blamirt, ärgern sich darüber, daß sie Sie nach Frankreich, Italien, Ungarn, Sicilien und Castilien versetzt haben. Der Nimbus des Auslandes ist von Ihnen gewichen, und Sie haben Mühe, sich eine Stellung zu erkämpfen, in die jetzt hundert Hände Sie bereitwillig tragen möchten.

— Herr Dörffle, Ihr freundliches Interesse für mich erfüllt mich mit dem innigsten Dankgefühl; aber ich kann Ihnen keinen Hehl daraus machen, daß es mir durchaus nicht darum

zu thun ist, in der sogenannten Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Daß ein glücklicher Zufall mich Ihnen entgegengeführt, ist mir ein günstiges Vorzeichen für meinen ferneren Aufenthalt. Und wollen Sie mir gestatten, unser erstes Zusammentreffen nicht als das letzte betrachten zu dürfen, so würde ich dies für einen weit größeren Gewinn halten, als die Gunst der Gesellschaft, die von Zeit zu Zeit ein fremdes Spielzeug für einheimische Langeweile braucht.

— Froh wie ein Kind, doch fest wie ein Mann und klug wie ein Alter! rezitirte Dörffle. Und mit gewinnender Freundlichkeit setzte er hinzu: — Sie sind ein wackerer Mensch und werden mir viele Freude machen; nur müssen Sie noch Manches von mir lernen. Vor allem aber merken Sie sich den weisen Spruch: Wenn ein Freund dir einen Fingerzeig giebt, kehr dich nicht daran, daß die Hand in feingegerbtem Leder steckt; auch durch den Handschuh hindurch fühlt man den warmen Händedruck. Machen Sie um ein Uhr bei mir Besuch, damit ich Sie meiner Frau vorstellen kann. Mit meiner Adresse

brauchen Sie Ihr Gedächtniß nicht zu beschweren; Jedermann weiß, wo ich wohne. Ich bin zwar ein Feind aller Formen, aber so was muß man den Frauen zu Gute halten. Machen Sie sich darauf gefaßt bei mir zu Mittag zu essen, nach Tische besprechen wir das Weitere. Ich werde Ihren Namen vorläufig noch verschweigen; wenn Sie aber von meiner Freundschaft Nutzen ziehen wollen, dürfen Sie nicht widerhaarig sein.

Mit einem herzlichen Gruß und festem Händedruck verabschiedete sich Dörffle und Schwedt ging durch eine Seiten-Allee in seine nahgele- Wohnung.

II.

Im Amorettenhause.

Das Amorettenhaus, in welchem Schwedt wohnte, hatte, wie all' die neuen Häuser der Straße, vorschriftsmäßig drei Stockwerke und unterschied sich äußerlich in nichts von den andern Gebäuden, war aber doch Gegenstand vielfacher Aufmerksamkeit. Es war eigentlich ein Häuserpaar mit zwei getrennten Fluren; doch waren die Stockwerke so eingerichtet, daß sie je nach Bedürfniß des Miethers getrennt und vereint bewohnt werden konnten. Welche sonstigen Vorzüge dieses Haus, seine glückliche Lage abgerechnet, — es hatte von der Rückseite die Aussicht auf den oben erwähnten Garten — seinen Bewohnern bot, können wir nicht ermessen; aber

Thatsache ist es, daß eine Wohnung in diesem Hause nie leer stand, daß die Miether sich überboten und daß es gewissermaßen eine Bevorzugung war, von dem Besitzer aufgenommen zu werden.

Besonders viel wurde selbst ohne indirecte Einladung in Gestalt eines Miethzettels nach möblirten Wohnungen gefragt. Aber auch in diesem Puncte war der Besitzer sehr wählerisch, und man mußte sein besonderes Wohlgefallen erregen, um als Junggeselle im Amorettenhause Unterkommen zu finden.

Der Name des Hauses war ihm ursprünglich spottweise von neidischen Nachbarn beigelegt worden. Man sagte dem Wirthe nach, daß er aus Geiz allerlei Geschäfte mache, und unter andern einmal auf einer Auction zwei Amorstatuetten erstanden habe, für welche er nach der Zeit keinen Käufer zu finden vermochte. Aus Aerger darüber kaufte er das Grundstück und baute, um die Puppen gut zu verwenden, mit großer Raumverschwendung ein Haus mit zwei Fluren, allwo die beiden Liebesgötter die

Gasflammen zu tragen bestimmt wurden. Diese Geschichte mochte nun wahr oder erfunden sein, das Haus verdankte den beiden Liebesgöttern den Namen; und wenn Uneingeweihte ihn dem Umstande zuschrieben, daß man in den verschiedenen Räumen desselben den lieblichsten Mädchengesichtern begegnete, so war das eben ein Irrthum Uneingeweihter.

Es war noch früh am Morgen, als Schwebt in das Haus trat. Die Bewohner schienen noch im tiefem Schlafe zu liegen; die Fensterladen der vier durch die Hausfluren getrennten Parterrewohnungen waren fest geschlossen; nur die Hofpumpe war in Thätigkeit und verkündete durch ihr unzweideutiges Knarren, daß nicht alle Bewohner des Hauses noch in den Betten zu suchen seien.

Schwebt zog die angelehnte Hofthüre auf und war nicht wenig überrascht, statt eines von weiblichen Dienstboten bevölkerten Hofraumes, einen kleinen aber zierlichen und wohlgepflegten Garten zu erblicken, in welchem ein junger Mensch eifrigst arbeitete. Das blasse, fast kränk-

liche Aussehn und die schwächliche verwachsene Gestalt des Gärtners verriethen mehr als seine höchst einfache Kleidung, daß er kein gedungener Arbeiter sein könne; und die zarte Sorgfalt, fast zu sagen die Andacht, mit der er jedem einzelnen Gewächse ein gewisses Quantum Wasser verabreichte, hier und da ein welkes Blättchen abzupfte, ein gekrümmtes Zweiglein aufrichtete, ließ keinen Zweifel, daß es nur Liebhaberei war, die ihn am frühen Morgen zu seinen Schützlingen zog.

Er schien mit denselben eine stumme Unterhaltung zu führen. Eine frisch aufgebrochene Knospe kehrte er dem Sonnenlichte zu, umgab sie, um die Strahlen der Sonne intensiver wirken zu lassen, mit einer Folie von Blättern. Anderen bereitete er auf dieselbe Weise einen grünen Sonnenschirm; lohnte diejenigen, die ihm nach Wunsch gediehen und seiner Wartung weniger bedurften, mit einem beifälligen Nicken, tadelte aber auch kopfschüttelnd die Ungerathenen, die trotz der besten Pflege keine Fortschritte machten.

So war er musternd, ordnend und erfrischend von der einen Seite des Gärtchens bis zur Geisblattlaube gelangt, welche in ihrem geringen Umfange den vierten Theil des Raumes einnahm. Sichtbar von der Anstrengung erschöpft, setzte er die kleine Gießkanne aus der Hand, ließ sich auf einen Rohrstuhl nieder und holte, sich dabei ein wenig überbeugend, einen von dem Geisblatte halb verdeckten Blumentopf hervor, hielt ihn zwischen den Knieen fest und betrachtete ihn eine geraume Weile mit dem Ausdrucke tiefster Betrübniß.

Der Blumentopf enthielt nichts, als einen verdorrten Zwergrosenstock.

Es war aus dem Geberdenspiel des jungen Menschen nicht schwer zu errathen, daß sich an diesen erstorbenen Zweig eine Erinnerung knüpfe, die ihn schmerzlich bewegte. — Blätter und Blüthen sind für immer dahin, nur der Dorn ist stehen geblieben, — sagte er leise vor sich hin und brach dabei ein Aestchen von dem Zweig. Es knickte ohne Widerstand ab. Das war ein

hoffnungslos trockner Holzton, da war kein Lebenskeim mehr in der Wurzel.

Schwedt, der mit wachsender Theilnahme dieser an sich so einfachen Szene gefolgt war, wollte nicht länger den Lauscher spielen, und war eben im Begriffe vorzutreten, da ward in einem oberen Stockwerke ein Fenster geöffnet.

Der junge Mensch fuhr bei dem Geräusch zusammen, als wäre er bei einer bösen That ertappt worden. Mit ängstlicher Hast versteckte er den Blumentopf wieder, ergriff die Gießkanne und eilte zur Pumpe.

Am Fenster ließ sich Niemand sehen.

— Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein wenig helfe Herr Nachbar! sagte Schwedt, ergriff ohne dessen Antwort abzuwarten, die eiserne Handhabe, und pumpte so herzhaft, als gelte es einer Feuersbrunst beizukommen. Daß der kräftige Wasserstrahl weit über die Gießkanne hinwegstürzte, bemerkte er erst, als der Blumenfreund seinen Arm festhielt.

— Wenn Sie mich und sich, und die Steine rings herum genügend bespritzt haben werden,

dann gestatten sie mir auch, daß ich meiner Gießkanne ein wenig Wasser zukommen lasse! rief der kleine verwachsene Mensch so bissig, als hätte jener ihm aus Versehen einen Fußtritt versetzt. Und wenn sie in Zukunft wieder die Laune anwandelt, Leuten, die Ihrer nicht bedürfen, Ihre Dienste anzubieten, warten Sie erst ab, bis man sie annimmt. Uebrigens heiße ich Wilhelm Born, und bin durchaus nicht Ihr „Herr Nachbar", denn daß sie sich hier unberufen einschleichen, um mich zu belauschen, ist kein Beweis, daß sie die nachbarliche Berechtigung dazu haben.

— Ich wohne seit gestern im Hause — bemerkte Schwedt entschuldigend.

— Wahrscheinlich im dritten Stockwerk, dann muß ich Ihnen erklären, daß die Bewohner desselben laut Miethskontrakte von der Mitbenutzung des Gartens ausgeschlossen sind.

— Ich wohne bei dem Besitzer des Hauses im erhöhten Partere links.

— Dann habe ich leider nicht das Recht, Sie hinauszuweisen! sagte Born mit einem Seufzer,

füllte nicht ohne Anstrengung seine Gießkanne, und kehrte zu seinen Beeten zurück.

Eine kleine Weile stand Schwedt an der Pumpe, unschlüssig, ob er gehen oder bleiben sollte, endlich siegte seine Guthmüthigkeit über den aufgestachelten Trotz, und er war eben im Begriff sich zu entfernen, als jener ihn zurückrief.

— Auf ein Wort, Herr Nachbar! sagte der Kleine, seine Gießkanne aus der Hand setzend. — Wollen Sie nicht näher treten?

— Wenn Sie zu Ihrer früheren Grobheit noch eine hinzufügen wollen, so können Sie sich zu mir bemühen, oder auch in mäßiger Entfernung bleiben. Uebrigens heiße ich Anton Schwedt, und verzichte vorläufig auf das Vergnügen von Ihnen als Ihr „Herr Nachbar" angeredet zu werden, Herr Wilhelm Born!

— Wenn man Jemand bei seinem Namen rufen will, muß man diesen zuerst kennen Herr Anton Schwedt, erwiederte jener in etwas nachgiebigerem Tone. — Außerdem habe ich Gelegenheit zu bemerken, daß sie mir in Offenheit, oder wie Sie

sich auszudrücken belieben, in Grobheit nicht nachstehen.

— Auf grobe Klötze paßt ein grober Keil!

— Werden Sie nicht zum Plagiator an mir! würde Dörffle sagen, wenn sie seine Sprüche zitirten, ohne den Autor zu nennen. Göthe hat jene Worte anders gesagt und anders gemeint. Was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft Sie selbst, und enthält einen wohlgemeinten Rath.

— Und der wäre?

— Wenn Sie Ruhe und Frieden lieben, miethen Sie sich wo anders ein, und verlassen Sie diese Wohnung. Vorn war bei diesen Worten näher gekommen und stand wie vorhin, dicht vor Schwedt an der Pumpe.

— Wenn ich weiß, daß ich Ihnen einen Gefallen damit thäte, mir eine andere Wohnung zu nehmen, so können Sie sich überzeugt halten, daß ich bis zum jüngsten Tag hier bleibe, vorausgesetzt, daß der Hausherr mich so lange duldet.

— Aber ich dulde Sie nicht! rief der kleine Mensch gereizt, und mit beißendem Lächeln setzte er hinzu:

— Sie wären nicht der erste, den ich hinausbeförderte. Ich habe die Mittel in meiner Gewalt, Ihnen den Aufenthalt im Amorettenhause dermaßen zu verleiden, daß Sie den Zufall verwünschen werden, der sie hierhergeführt.

— Wirklich? Ich möchte es auf einen Versuch ankommen lassen.

— Wenn Sie erst seit vorgestern hier wohnen, so begreife ich, daß Sie noch nicht von mir gehört haben. Aber erkundigen Sie sich nach mir und man wird Ihnen sagen: Ich sei ein unnützer Mensch, nur dazu geboren, Andre zu ärgern, boshaft, giftig, heimtückisch, neidisch und so weiter. Ich bin mit einem Wort im Verruf. Es wohnt kein Mensch im Hause, der nicht meine böse Zunge fürchtet.

— Desto besser für Sie, daß ein solcher Mensch ins Haus gekommen ist, der große Lust verspürt, Ihnen einen Daumen aufs Auge zu drücken, Sie würden sonst noch anmaßender, als Sie bereits sind.

— Sonderbarer Schwärmer! recitirte der

Kleine, ohne im Geringsten verletzt zu sein. Merken Sie denn nicht, daß Sie jetzt schon, obgleich wir uns kaum eine Viertelstunde kennen, über mich wüthen, und doch habe ich noch nichts gethan, Ihren Haß zu verdienen, als daß ich Ihre Zudringlichkeit zurückwies. Bedenken Sie, wie es Ihnen ergehen muß, wenn ich Sie absichtlich und systematisch ärgern will.

Schwedt mochte wohl einsehen, daß Born nicht so ganz unrecht hatte, und jetzt erst, nachdem er sich halb überwunden fühlte, sah er seinem Gegner mit vollem Auge ins Antlitz. Ein einziger Blick auf die leidenden Züge des Unglücklichen war genügend, sein trotzig gereiztes Wesen bis zur reuigen Demuth herabzustimmen, und dieser plötzliche Wechsel der Stimmung spiegelte sich so deutlich auf seinem Gesichte, daß Born, unfähig dem warmen Blick zu begegnen, den seinen zu Boden senkte.

— Sie sehen also ein, daß es gefährlich ist, mich zum Feinde zu haben? fragte Born in einem Tone, der nicht zu dem Gesprochenen paßte.

— Ich sehe das zwar nicht ein, aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß es eben so wenig in meiner Absicht lag, Ihnen störend entgegen zu treten, wie es in Zukunft meine Absicht sein kann, Ihnen feindlich zu begegnen.

— Sie fürchten also doch meine Bosheit?

— Durchaus nicht; weil ich Ihnen gar nicht glaube, daß Sie boshaft sind. Menschen, die mit solcher Liebe an Pflanzen hängen, können unmöglich Vergnügen daran finden, Andern Kummer zu machen. Dörffle sagte vorhin: — ich habe ihn erst vor einer Stunde kennen gelernt und führe ihn an, um nicht zum Plagiator an ihm zu werden. —

Das Gute und Schöne läuft in seinen einzelnen Verzweigungen so fein in einander, daß man die Grenzen nicht anzugeben vermag. Auch die Empfänglichkeit für das Eine bedingt die Empfänglichkeit für das Andere, füge ich hinzu. Wer an der einfachen Schönheit einer Blume mit solcher Innigkeit hängt, kann von Gemüth nicht so böse sein, wie Sie selbst es scheinen möchten.

— Sie wollen also die Wohnung nicht verlassen? fragte Born ausweichend.

— Doch ja! Ohne Sie für boshaft zu halten, glaube ich, daß es Ihnen recht unangenehm sein kann, mir stündlich zu begegnen.

Born warf ihm einen schmerzlichen Blick zu und Schwedt stotterte, seinen Gedankengang verbessernd: Ich meine damit nur, — daß — meine Blumenliebhaberei — mich von der Mitbenutzung des Gartens einen ausgedehnteren Gebrauch machen ließe, als es Ihnen wünschenswerth wäre. Wenn ich im Hause wohnen bliebe, wären Sie in den Morgenstunden niemals allein, und so lange ich keine Beschäftigung habe, wäre ich Ihnen hier den ganzen Tag im Wege. Ich werde, nicht aus Furcht vor Ihneu, sondern weil ich Ihnen einen Gefallen damit thun will und es mir ganz gleichgiltig ist, wo ich wohne, baldmöglichst mir eine Stube miethen und verspreche Ihnen, den Garten nicht wieder zu betreten. Ich wünsche Ihnen guten Morgen, Herr Born!

Weder Schwedt noch Born hatten es ge-

merkt, daß ihre Unterhaltung einen stummen Zuhörer hatte. Wären sie beide nicht so eifrig mit sich selbst beschäftigt gewesen, so hätte es ihnen nicht entgehen können, daß ein dem Brunnen gegenüber liegendes Fenster vorsichtig geöffnet und angelehnt geblieben war. Durch die Ritze der zurückgeschlagenen Gardine schimmerte von Zeit zu Zeit ein weißes Morgenhäubchen, und ein paar andächtig blaue Augen hafteten mit dem wechselnden Ausdruck von Wohlgefallen und Verdruß bald auf dem einen, bald auf dem andern der Streitenden. Daß der Lauscherin kein Wort der kurzen Unterhaltung entgangen war, bewies sie dadurch, daß sie rückhaltslos für Schwedt Partei nahm.

Als dieser sich zum Gehen anschickte, stieß sie das Fenster auf und rief zürnend: — Pfui, Wilhelm, das war wieder einmal recht abscheulich von Dir! Da nimm Deine häßlichen Blumen, ich mag sie nicht, wenn Du so boshaft bist. Dabei ergriff sie einen frisch gepflückten Strauß von dem Sims und warf ihn Born vor die Füße.

Unbekümmert um die Wirkung ihrer raschen That, zog sie das Fenster zu und eilte davon.

Schwedt stand während dieses Vorfalls bereits an der Vertiefung der Gartenthüre und konnte die Sprecherin nicht ganz sehen; aber welchen Einfluß sie hatte und wie unheilvoll er selbst, ohne es zu wollen, für Born geworden war, konnte er in einem einzigen Blick ermessen.

Der unglückliche Krüppel stand gesenkten Hauptes mit gefalteten Händen unbeweglich an seinem Platz und starrte leeren Blickes auf die zerstreuten Blumen, die seine zarte Sorgfalt zur Blüthe gebracht, die durch eine rasche That in den Staub geschleudert, geschmäht, geschändet worden.

Welche Ueberwindung mußte es dieser Natur gekostet haben, seine Beete ihres schönsten Schmuckes zu berauben. Hätte Schwedt ihn wirklich belauscht; hätte er ihn eine Stunde früher sehen können, wie er, das Gartenmesser in der zitternden Hand, mit einem gemischten Gefühle von Lust und Schmerz seine Blumentöpfe plünderte; hätte er sein Auge sehen kön-

nen, wie es leuchtend vor Entzücken an den Lieblingen hing, die er einem Liebling opferte, er hätte nicht Mitleid mit einem siechen Körper, sondern Achtung empfunden vor einem opferfähigen Gemüthe. Und als der Strauß in lieblichster Einigung von Duft und Farbenspiel gewunden war, da führte er ihn an seine Lippen und nahm Abschied von jedem Blümchen und Blättchen; er kannte und liebte sie alle. Dann sah er sich vorsichtig um, wie ein Frommer, der im Freien betet und sich vor profanen Zeugen fürchtet, schlich behutsam zum Fenster, benutzte die Gießkanne als Schemel und legte den Strauß mit einem Segenswunsch auf den Fenstersims. Wie mußte sie sich freuen, wenn sie die prächtige Zentifolie zuerst erblickte; und wie freute er sich auf das „guten Morgen Wilhelm!“ Er kannte den Ton so genau, wie die Blumen, die er pflegte, und „guten Morgen Wilhelm!“ klang es fort und fort in ihm seit Tagesanbruch und „guten Morgen Wilhelm!“ hatte er gehört, als er am Abend sein Lager aufsuchte, und geträumt hatte er es auch. —

Das wußte ja aber kein Mensch, am allerwenigsten Schwedt. Aber ahnen mochte er, was in dem Innern Borns vorging, denn von einem Gefühl tiefer Wehmuth ergriffen, vermochte er es nicht, sein Auge von dem Bilde trostloser Verlassenheit abzuwenden. Er ging dicht an Born heran und sagte leise aber mit dem Ausdruck wärmster Theilnahme: — Ich bin Zeuge einer Szene geworden, die mich erkennen läßt, wie weh ich Ihnen gethan, ohne es zu wollen. Hassen Sie mich darum nicht, lieber Herr Born, und wollen Sie mir einen Beweis geben, daß Sie mir nicht nachtragen, was ich an Ihnen verschuldet, gewähren Sie mir eine Bitte!

— Was wollen Sie von mir? — fragte jener ohne aufzublicken mit gebrochener Stimme.

— Schenken Sie mir diese Blumen! bat Anton zaghaft, —ich will sie lieb haben, wie Sie selbst und werth halten als Erinnerung an den schmerzlichen Augenblick, den ich Ihnen bereitet. Dabei kniete er vor Born hin und sammelte sorgfältig Blätter und Blüthen auf.

Die bleichen, schmerzentstellten Züge des

Unglücklichen klärten sich plötzlich auf, wie wenn ein Sonnenstrahl durch zerrissene Gewitterwolken bricht; sein tiefdunkles Auge haftete mit dem Ausdruck innigsten Dankgefühls auf dem jungen Manne, der sich seinen geschmähten Blumen zu Liebe in den Staub gebückt, und als Anton ihm, seiner Antwort gewärtig, noch immer knieend, den aufgelesenen Strauß entgegen hielt, begegnete er einem thränenfeuchten Blick, der ihm Gewährung zusagte.

— Ich danke Ihnen, lieber Wilhelm — lieber Herr Born — stotterte Schwedt, auf's Tiefste ergriffen und eilte davon.

Born aber wankte in die Laube und weinte stille heiße Thränen. . .

— — — — — —
Geblendet von dem Sonnenlicht.

Doch süßes Gift hat er genossen,
Sein Herz durchrieselt's frostig kalt; —
Der Schmerz hat ihm das Aug' geschlossen,
Auf reißt er's wieder mit Gewalt. —

III.

Bonafides und Grosser.

Justizrath Bonafides saß an seinem Arbeitstische und las mit großer Aufmerksamkeit in einem Aktenfaszikel, welches vor ihm aufgeschlagen lag. Ein mißbilligendes Kopfschütteln, welches sich von Zeit zu Zeit wiederholte, und manch scheeler Blick nach dem ihm schräg gegenüber sitzenden Schreiber bekundete ziemlich unzweideutig, daß er mit der vorliegenden Arbeit höchst unzufrieden war. Seine Ungeduld wuchs mit jeder Viertelstunde und als sie den höchsten Grad erreicht zu haben schien, schob er das ganze Bündel Acten in einander, stieß es mit Heftigkeit vor sich hin und sagte, sich plötzlich

erhebend, in einem Tone, der zu seinen Geberden im grellsten Widerspruch stand:

— Lieber Herr Grosser, was haben Sie da zusammen geschrieben? Ich hätte gleich von vorn herein den Prozeß zurückgewiesen und wenn ich wieder krank werden sollte, nehmen Sie unter keinen Umständen eine Ehescheidungsklage an, am allerwenigsten, wenn sie Seitens der Frau angeregt wird. Ich habe bis jetzt das Glück gehabt, die Vertheidigung der verklagten Partei zu übernehmen, und in den meisten Fällen ebnete und ordnete sich die Sache wieder. Eine Initiative ergreifen, mag ich nicht, am allerwenigsten, wenn eine Person, wie diese Frau Majorin, sie veranlaßt. Haben Sie die Sache aber einmal angenommen, mußten Sie sie auch wie ein Sachverständiger verfechten. Ihre philosophischen Deduktionen und idealistischen Floskeln machen mir schon den Kopf heiß, und wie erst den armen Richtern, die hieraus die Sache untersuchen und entscheiden sollen. Ich erkenne Ihre Art zu arbeiten gar nicht wieder. Sonst in allen Stücken so scharf un-

tersuchend, fast minutiös und dabei doch klar in Ihren Beweisgründen, verlieren Sie sich hier in ein Labyrinth — nehmen Sie es mir nicht übel — von Unsinn.

— Die Moral davon ist, erwiederte der Angeredete so unbefangen, als hätte ihm das gar nicht gegolten, daß Sie nie wieder krank werden dürfen, Herr Justizrath. Da dieser Fall während meiner vierjährigen Praxis in Ihrem Büreau vereinzelt dasteht, konnte ich in bester Absicht wohl fehlgreifen. Die Klägerin drängte mich zur schnellen Aufnahme ihres Prozesses, und da wir ihre sonstigen Angelegenheiten führen, glaubte ich sie nicht zurückweisen zu dürfen.

— Ich mache Ihnen ja auch nicht den kleinsten Vorwurf, lieber Herr Grosser. Im Grunde ist es mir gar nicht unlieb, daß der Prozeß verloren geht, und verloren geht er sicher. Ich werde die Frau Majorin zu überreden suchen, ihre Klage zurückzunehmen; Ihnen aber will ich keine Vorwürfe machen, oder habe ich Ihnen etwa welche gemacht? Die Antwort auf diese Frage wartete der Justizrath nicht ab, sondern

ging auf Grosser zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit fast väterlicher Theilnahme: — Sie sehen heut wieder so blaß aus, als hätten Sie die Nacht nicht geschlafen. Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, daß ich sehr unzufrieden mit Ihnen bin. Ihre Lebensweise gefällt mir nicht. Ich verdenke es Ihnen nicht, daß Sie Ihre freie Zeit wo anders als in meinem Hause zubringen, aber wenn das so fortgeht, reiben Sie sich auf. Sie sind ein reifer Mann mit reichen Kenntnissen und vielen Erfahrungen. Um so eher mußten Sie sich allein sagen, daß eine Lebensweise, wie Sie sie führen, Ihrer unwürdig ist.

Grosser hatte bisher mit niedergeschlagenen Augen den Justizrath angehört. Jetzt blickte er ihn scharf an und erwiederte trocken: — Ich weiß nicht, Herr Justizrath, welche Veranlassung Sie haben, meine Schritte zu überwachen. Sehen Sie in mir wirklich einen reifen Mann, so mußten Sie erkennen, daß ich jeglicher Vormundschaft entwachsen bin. Was meine Arbeiten betrifft —

— Was Ihre Arbeiten betrifft, geehrter Herr, erwiederte Bonafides ein wenig verletzt, so könnten Sie ebenso gut meine Stelle einnehmen, wie die des tüchtigsten Rechts- und Staats-Anwalts im Lande. Ich weiß Ihren Kopf und Ihren Fleiß zu schätzen und hatte Absichten mit Ihnen, deren Verwirklichung Sie mir durch Ihr Betragen unmöglich machen. Sie könnten, ohne sich dabei etwas zu vergeben, eine wohlgemeinte Warnung von mir annehmen. Ich bin fast doppelt so alt, wie Sie und habe, wenn ich nicht irre, aus denselben Gründen in Ihren Jahren ganz so gewirthschaftet, wie Sie es thun. Die Folge davon ist, daß ich jetzt, als alter Junggeselle, in meiner Kränklichkeit ohne Familienbande bin, und daß ich bittere Reue empfinde, die beste Zeit meines Lebens nicht anders benutzt zu haben.

Grosser seufzte tief auf. — Sie haben noch Menschen um sich, die mit aller Liebe und mit ganzer Seele an Ihnen hängen. Ich habe Niemand.

— Die Menschen, die an mir hängen, hat

mir ein günstiges Schicksal zugeführt, und ich danke dem Himmel stündlich für diese unverdiente Gnade. In meinem Alter ist es ein Glück, noch ein paar Menschen zu finden, die sich mit unserer Eigenthümlichkeit befreunden und um unserer selbst willen zugethan sind. In Ihrem Alter kann man sie suchen. Sie aber scheinen mir so zu leben, daß Sie nicht nur die Lust und die Fähigkeit zu suchen und sich finden zu lassen, sondern auch sich selbst verlieren. — Mich liebt Niemand und wird Niemand mehr lieben.

Grosser sprach diese Worte im Tone des tiefsten Schmerzes. Wie um Schonung und Mitleid flehend blickte er zu seinem Vorgesetzten auf und griff dann wieder zur Feder, um sich mit seiner vorliegenden Arbeit zu beschäftigen. Der Justizrath blieb noch einige Sekunden schweigend neben ihm stehen und kehrte dann kopfschüttelnd und mit brummiger Geberde auf seinen Platz zurück.

Eine geraume Zeit wurde die tiefe, in dem Raume herrschende Stille nur durch den eigen-

thümlich scharfen Ton der beiden arbeitenden Federkiele unterbrochen. Es war kein friedlich taktmäßiges Duett emsiger Arbeiter, sondern ein feindseliges Schnurren und Kribbeln.

Die beiden Federn waren offenbar Todfeinde, schienen sich gegenseitig zu überbieten und so laut als möglich zu kritzeln, um einander nicht zu hören. Dieser Kampf wurde indeß mit solcher Heftigkeit geführt, daß die kurzen Pausen, in welchen die Federn frische Munition aus dem Dintenfasse zu holen hatten, nicht einmal einen momentanen Waffenstillstand veranlaßten. Auch der Umstand, daß der Justizrath in seinem verbissenen Eifer nach einer Viertelstunde bereits drei Federn von unten bis oben aufgeschlitzt, und, was bei ihm sonst nie vorkam, den Weg vom Dintenfaß bis zu seinem Conzeptbogen mit zahllosen schwarzen Flecken gekennzeichnet hatte, that dem Kampfe keinen Einhalt; steigerte vielmehr seine Erbitterung so hoch, daß nur ein Schreibkrampf in der Hand dem Gekritzel ein Ende hätte machen können.

Doch sollte es nicht so weit kommen.

Schon während die Kämpfenden mit verbissener Wuth auf einander los zu schreiben anfingen, hatte sich die Thüre des anstoßenden Zimmers leise geöffnet. Die Kopisten und untergeordneten Hilfsarbeiter warfen zuerst einen flüchtigen Blick auf ihren Brodherrn und seinen Stellvertreter, dann einen anhaltenden freundlichen auf den Gegenstand der allgemeinen Störung. In dem Vorzimmer schwiegen alle Federn und das beifällige Nicken, Lächeln und Wispern von allen Seiten galt einem liebreizenden Mädchen von kaum sechszehn Jahren, welches hinter dem Stuhle des Justizraths Posto gefaßt hatte. Die verbissene Wuth des strengen Rechts-Anwalts hatte eben den höchsten Grad erreicht. Schon war die vierte Feder kampfunfähig geworden, und ihre letzten stumpfen Züge ließen befürchten, daß auch sie im nächsten Moment gespalten und geschlitzt werden würde: als die Hand des federmörderischen Schreibers wie durch Zauber festgehalten und gebannt wurde; um seine Augen war es plötzlich dunkel geworden; zwei warme, weiche Händchen hielten sie

fest verdeckt und eine zornige Frage, die auf seinen Lippen schwebte, wurde von zwei andern Lippen halb zurückgedrängt, halb in Empfang genommen. Mit einem Schlage war er kampfunfähig geworden. Er ließ die Arme schlaff herabhängen und ergab sich der Fluth von Liebkosungen, die über ihn hereinbrachen, wie ein Mensch, der sich nicht zu helfen weiß, mit Geduld und Ausdauer.

— Du hast mich doch nicht erschreckt, Du böses, liebes Kind! sagte er zärtlich verweisend, nachdem sie ihn wieder zu Athem hatte kommen lassen.

— Doch, ja, Onna. Und hätte ich Dir nicht den Mund zugehalten, ich wäre wie schon oft mit einem unfreundlichen: „Wer ist da?" oder brummigen „Was willst Du hier?" empfangen worden.

— Ja, ja, was willst Du hier? fragte er sich besinnend mit barschem Tone und so laut, daß die Schreiber nebenan es hören mußten; ich dulde keine solche Störungen in meinem Büreau. Leise aber fügte er hinzu: — Willst Du

wohl die Thüre zumachen, kleiner Kobold. Du weißt, ich kann den Zug nicht vertragen . . .

Das Mädchen that, wir ihr befohlen, und der Justizrath hatte inzwischen Zeit, einen Blick auf Grosser zu werfen.

Dieser hatte von dem Augenblicke an, wo die Feder seines Vorgesetzten schwieg, auch die seinige ruhen lassen und betrachtete die Gruppe vor sich mit einem gemischten Gefühl von Neid und Schmerz. Als er dem Blicke des Justizraths begegnete, sagte er leise vor sich hin: — Wenn Gott mir ein Kind gegeben hätte, wie dieses, so wüßte ich, wofür ich lebte, und hätte keinen Wunsch mehr auf der Welt.

— Denken Sie zuerst an eine Frau, Sie — alter junger Mann Sie! —

— Komm mit, Emma, und merke Dir's, ich sage es Dir zum letzten Mal, Du hast hier nichts zu suchen und kommst mir nicht wieder hierher! Er versuchte dabei zwar seine drohenden Worte mit einer passenden Geberde zu begleiten, da es ihm aber nicht gelang, begnügte er sich damit, den Kopf abzuwenden.

Er vergaß, daß er ihr das jedesmal gesagt hatte, wenn sie in sein Arbeitszimmer gekommen war und daß sie doch immer wiederkam. Er ging nun, so schnell es ihm sein vom Schlage halbgelähmter Fuß gestattete, in das anstoßende Wohnzimmer, woselbst ein leichtes Frühstück servirt war.

Erkennen sollst Du das Gewebe,
Wie sich ein Herz zum Herzen spinnt,
Wie Eines in dem Andern lebe,
Wo es zu leben erst beginnt.
Wie Liebesglück und Liebesleiden,
Zur Hälfte wahr, zur Hälfte Wahn.
Wie fern und auch wie nah von Beiden
Natur gelegt die Lebensbahn.

IV.

Emma.

Wo ist Wilhelm? Willst Du Herrn Grosser bitten zum Frühstück zu kommen, liebe Emma?

— Ach nein, lieber Onna. Ich muß zuerst allein mit Dir sein, ich habe Dir Etwas zu sagen.

— Und darf auch Wilhelm nichts davon wissen? Das muß etwas sehr Wichtiges sein.

— Ja, Onkelchen! es betrifft grade Wilhelm; ich muß ihn bei Dir verklagen.

— Oho, Emma, das klingt nicht gut. Verklagen? Den armen Wilhelm! Was kann der Dir Böses zugefügt haben.

— Wenn er mir was gethan hätte, würde

ich ihn nicht verklagen, am allerwenigsten bei Dir, denn da bekäme ich doch immer Unrecht. Auch will ich ihn nicht eigentlich bei Dir verklagen, sondern Dich bitten — Dich bitten —

— Nun so bitte doch! sagte Bonafides, als Emma zu stocken anfing.

— Ja, ich wollte Dich bitten, Wilhelm — nicht Wilhelm, sondern den Andern, den Fremden mein ich —

— Was denn?

— Ja siehst Du, Onna, wenn Du so in mich dringst, dann bitt ich Dich um gar nichts, und im Grunde weiß ich auch nicht, was der Fremde mich angeht. Er ist zwar ein guter Mensch, und daß er auch hübsch, — ja, Onkelchen — — sehr hübsch ist — geht mich auch gar nichts an. Aber Wilhelm war so schrecklich grob gegen ihn, weil er ihm pumpen half, und siehst Du, Onna, Jemand pumpen helfen, ist ja nichts Böses. Und dafür hat Wilhelm ihm gedroht, ihn zu quälen, wenn er nicht gleich wieder auszieht, und da habe ich ihm alle Blumen vor die Füße hingeworfen. Und wenn er

den Fremden nicht um Vergebung bittet, so nehme ich nie wieder welche an. Nun weißt Du Alles, Onna!

— Ja, nun weiß ich Alles! rief Bonafides lachend. Wilhelm hat Dir pumpen geholfen, und ein Fremder hat Dir Blumen geschenkt, die sind in den Eimer gefallen, und Wilhelm wollte sie nicht selbst herausziehen, sondern der Fremde sollte es thun. Ist es so?

— Du willst Dich über mich lustig machen, Onna, sagte das Mädchen mit seinen Thränen kämpfend. Tante Fiden ist viel besser als Du; sie sagte mir, daß ich recht gethan habe.

— Wenn ich nur erst wüßte, was Du gethan hast, und was Wilhelm verschuldet, sagte Bonafides so ernst, als es ihm möglich war. Du bist ein erwachsenes Mädchen und weißt noch nicht einmal eine Begebenheit zusammenhängend zu erzählen. Und wenn ich erfahren will, was Wilhelm gethan, muß ich ihn wohl selbst fragen.

— Aber Onkelchen, wie kannst Du so zerstreut sein? Sagte ich Dir nicht, daß er mir

gar nichts gethan hat, sondern dem fremden jungen Mann, der gestern eingezogen ist und heute Morgen in den Garten kam.

— Also ein fremder junger Mann wohnt im Hause? Hat er schon mit Dir gesprochen?

— Was denkst Du Dir, Onkelchen? Nicht einmal angesehen hat er mich, und eben ging er an mir vorbei, ohne mich zu grüßen; das war gar nicht hübsch von ihm. Vor Wilhelm aber ist er hingekniet und hat ihm pumpen geholfen und darum war er grob und hat ihm gesagt, er darf nicht in den Garten, und er ist so boshaft, daß alle Menschen sich vor ihm fürchten.

— Vor dem Fremden oder vor Wilhelm? unterbrach sie Bonafides. Du bist mit Deinem: Er war grob, und er hat pumpen helfen, und er hat gekniet — ein einfältiges Kind! Wer ist der Er? Geh und schicke mir Wilhelm hierher.

— Ich konnte es mir denken, daß Du mich obenein noch ausschelten würdest, denn Wilhelm muß immer Recht haben. Sie gab sich Mühe, die Thränen zurückzudrängen, die ihr

in die Augen traten, brach aber doch schließlich in lautes Schluchzen aus.

— Ich bin kein Kind mehr! rief sie trotzig; ich bin schon sechszehn Jahr alt und seit vier Monaten eingesegnet. Und ich werde es dem Fremden sagen, daß er doch nicht auszieht.

— Das wirst Du nicht! versetzte Bonafides ernst verweisend. Ich finde es höchst unschicklich von Dir, daß Du für einen Fremden gegen Wilhelm Partei nimmst. Der arme, kranke Wilhelm! Ich verbiete Dir somit aufs Entschiedenste, dem Fremden ein Wort zu sagen.

— Das hätte ich so wie so nicht gethan, Onkelchen, — lispelte Emma, verlegen zur Seite blickend. — Was denkst Du von mir? Aber da ist ja Dein Wilhelm. Er mag Dir nur selbst sagen, was geschehen ist.

Mit diesen Worten eilte sie, ohne den Eintretenden eines Blickes zu würdigen, an ihm vorbei zur Thür hinaus, durch welche er gekommen war.

Nur einen Augenblick blieb sie in dem reich und geschmackvoll ausgestatteten Gesellschafts-

zimmer, in welchem sie sich jetzt befand, lauschend stehen.

— Ich möchte wohl wissen, wie er die Sache vorbringt, lispelte sie vor sich hin. Aber der Kampf weiblicher Neugier und natürlichen Rechtsgefühls dauerte nur eine Weile. — Ich horche ja nicht! rief sie, sich rechtfertigend, als ob Jemand sie angeklagt hätte und eilte hinweg.

Auf dem Corridor wurde sie von Dörffle festgehalten.

— Ist Dein Onna noch bei der Arbeit oder schon beim Frühstück, mein holder Backfisch? fragte er vertraulich ihre Hand fassend.

— Ich bin weder Ihr, noch holder, noch Backfisch, Herr Dörffle! erwiederte sie, sich unsanft losmachend, und sah ihn mit ihren großen, wunderbar schönen Augen so trotzig an, daß er Mühe hatte, den Blick zu ertragen. — Und was den Onna betrifft, so nenne ich ihn so, weil ich es von Kindheit auf gethan und weil ich es will. Er ist aber nicht der Onna von aller Welt, Herr Dörffle, und wenn Sie mit dem Herrn Justizrath Geschäfte haben, melden

Sie sich nur im Bureau. Hier ist kein Eingang für Fremde.

Dabei ließ sie die Thür ins Schloß fallen, machte ihm einen Knix und stürzte die Treppe hinab.

— Was das Naturkind schnippisch ist, sprach Dörffle vor sich hin. Das beißt schon, bevor es noch gezahnt hat. Was Essig werden soll, schmeckt bald sauer. Man muß nie Scherz treiben mit Menschen, mit denen man nicht auch Ernst treiben kann. Sie verstehen nur das Eine, wenn sie für das Andere reif sind.

Unter ähnlichen Zitaten und halb ausgesprochenen Gedanken gelangte er zu Bonafides, der sich eben vergebens anstrengte, von Wilhelm ein Wort über den Vorfall im Garten herauszubekommen.

Dörffles Eintreten unterbrach somit eine peinliche Szene.

Der arme junge Mensch stand mit krampfhaft geschlossenem Munde vor seinem Onkel. Das blasse, verstörte Gesicht und der glänzend heiße Blick des dunklen Auges hatten beinahe

etwas Fieberhaftes, und es war fast unmöglich, diesem unverkennbaren Ausdruck von Schmerz gegenüber, theilnahmlos oder hart zu sein.

Bonafides war auch weder das Eine noch das Andere. Wie sehr auch Wilhelms verbissenes hartnäckiges Schweigen ihn zum Zorn hätte anregen können, ließ doch einerseits sein streng gerechter Sinn, der sich auch auf minutiöse Fragen erstreckte, andrerseits sein Mitleid mit dem unglücklichen Schwestersohn, ihn nicht eher zu einem Urtheile kommen, bis er die Sachlage kannte.

Dörffles Eintreten machte dem harten Examen ein Ende. Wilhelm athmete auf, wie von einer Last befreit und als hätte er in diesem Augenblick erst die Sprache wieder gewonnen, sagte er, auf Dörffle zeigend: — Dieser Herr kennt ihn auch und wird Dir mehr sagen können, als ich.

— Mein Scharfsinn läßt mich errathen, nahm Dörffle, dem Justizrath die Hand schüttelnd das Wort, daß hier von einem jungen Manne die Rede ist, der seit gestern im Hause wohnt. Ist dem so?

— Allerdings! erwiederte Bonafides.

— Dann erspart mir das eine längere Vorrede, fuhr Dörffle fort. Ich bin ein Feind aller Vorreden und Einleitungen. Der Autor eines Buches muß immer hinter den Kulissen bleiben, denn wo er anfängt, subjektiv zu werden, wird er es auf Unkosten seines Werkes. Objectivität und eine gewisse Knappheit der Behandlung ist in allen Angelegenheiten des Lebens die Hauptsache. Selbst im weiteren Gebiete der abstracten Forschung muß man, um den ethischen Kern aufzufinden, die Brille subjectiver Anschauung ablegen.

— Und was fangen die Kurzsichtigen an? fragte Wilhelm boshaft.

— Menschen, die nicht mit geistig freiem Auge sehen können, gehören nicht in mein metaphorisches Bild. Der eingeengte Gesichtskreis raubt ihnen den natürlichen Umfang des Objects, und ihre Ansicht wird mehr oder minder subjectiv.

— Aber Sie selbst setzen ja, wenn ich nicht irre, auch zuweilen eine moderne Kneifbrille auf, warf Wilhelm wieder ein.

— Sie werden die Entdeckung gemacht haben, erwiederte Dörffle, zu Bonafides gewandt, daß ich, weil ich eben immer objectiv zu sein mich bemühe, fast nie von mir selbst rede und — Wilhelm fing plötzlich so heftig zu niesen an und that es mit so nervenerschütterndem Geräusch, daß Dörffle nicht zu Worte kommen konnte. Der boshafte Schelm hatte so lange in die Sonne geguckt, bis er seine Geruchsorgane zum Niesen reizte.

Nachdem er seine Absicht, Dörffle in seinem selbstgefälligen Redefluß zu unterbrechen, erreicht und dafür einen verweisenden Blick von seinem Onkel eingeholt hatte, beruhigten sich seine Niesorgane und Dörffle nahm wieder das Wort:

— Ich kam mit einer Bitte zu Ihnen, mein hochverehrter Freund, und zwar betrifft mein Anliegen den jungen Schwedt, Ihren jüngsten Hausgenossen. Ich konnte es füglich annehmen, daß er schon irgend wie mit Ihnen in Berührung gekommen ist. Das ist ein Mensch, den man nicht leicht übersieht. Er hat Kopf und Herz und als schöne Zugabe auch ein Gesicht,

welches ihn besser legimirt als Paß und Empfehlungsbriefe. Ich lernte ihn erst heute Morgen kennen, und da ich bei meiner Art, Menschen und Charaktere zu erforschen, nicht viel Zeit brauche, beschloß ich sofort, mich dieses jungen Mannes anzunehmen. Er ist mein Schützling, ich komme in jeder Weise für ihn auf, und wenn Sie ihm gefällig sind, verpflichten Sie mich indirect.

— Ich bin begierig zu erfahren, was ich für ihn thun kann.

— Er ist Jurist und beabsichtigt zu seiner Ausbildung in dem Büreau eines hiesigen Advokaten zu arbeiten. Auf Gehalt macht er keinen Anspruch, ist also offenbar bemittelt und ich kam mit dem Ansuchen zu Ihnen, ihm einen Platz in Ihrem Büreau anzuweisen.

— Dazu bedurfte er Ihrer warmen Fürsprache gar nicht. Ich bin, wie Sie wissen, nach den Landesgesetzen verpflichtet ihn zu beschäftigen, wenn er sich mir von der Behörde zutheilen läßt.

— Er ist ein Ausländer und ein Mensch,

dem es weniger darum zu thun scheint, eine baldige Anstellung zu bekommen, als sich in seinem Berufe gehörig auszubilden.

— Demnach ein Mensch von ernstem Streben. Der ist mir unter allen Umständen willkommen.

Nachdem Dörffle von Bonafides die gewünschte Zusage erhalten, schlug er die Einladung, am Frühstück Theil zu nehmen, aus und verabschiedete sich unter dem Vorwande, nicht länger stören zu wollen. Er beeilte sich, seinem Schützling den gewünschten Erfolg seiner Verwendung mitzutheilen.

Schwedt war bereits ausgegangen, und Dörffle konnte es nicht unterlassen, der guten Frau, bei der Schwedt zur Miethe wohnte, zu erzählen, was er für ihren liebenswürdigen Miethsherrn gethan habe. Er beauftragte sie schließlich, denselben, wenn er nach Hause komme, aufzufordern, unverzüglich dem Justizrath Bonafides seinen Besuch zu machen.

Daß Dörffle wenige Stunden vorher Anton eingeladen hatte, ihn um ein Uhr zu besuchen,

hatte er ganz vergessen. Anton hatte sich pünktlich eingestellt, wartete auch eine geraume Zeit in Dörffle's Wohnung und verließ dieselbe mit der Ueberzeugung, daß der wackere Schwabe sehr unzuverlässig sei.

Wo nur die Sinne zu den Sinnen sprechen,
Da ist das Aug' Vermittler für die Lust;
Und was es da verspricht mag es auch brechen,
Das Herz ist sich noch keines Triebs bewußt.
Doch was das Herz im Hoffen und im Zagen
Verschweigen will und dennoch laut verspricht,
Was Dir die stummberedten Blicke sagen:
Das kommt vom Herzen und vergißt sich nicht.

V.

Die Bewohner des Amorettenhauses.

Tags nachher war Anton im Büreau des Justizraths angestellt. Es war ihm bereits eine Arbeit zugetheilt worden, und wir können es nicht verhehlen, daß er dem vorliegenden Aktenstücke nur wenig Aufmerksamkeit schenkte. Ihn beschäftigte der Gedanke, warum Bonafides gestern ihn so kurz und barsch empfangen habe.

— Mein Herr! redete ihn der Justizrath mit kalter Höflichkeit an, ich will Ihnen auf Verwendung des Herrn Dörffle gestatten, in meinem Büreau zu arbeiten, so lange es Ihnen und so lange es mir gefällt. Ich glaube nicht, daß Sie

lange verbleiben werden, denn wenn es Ihnen ernstlich darum zu thun wäre, etwas Tüchtiges zu werden, so könnten Sie als Jurist, da Sie für Andere reden müssen, zuerst für sich selbst reden lernen; nicht aber sich durch einen Dritten empfehlen und so zu sagen einbetteln lassen. Selbst ist der Mann! Merken Sie sich das, mein sehr geehrter Herr. Suchen Sie nicht Händel mit Menschen, die schwächer sind als Sie und vertragen Sie sich vor Allem mit Ihren Hausgenossen. In Betreff Ihrer Arbeit halten Sie sich an meinen Geschäftsleiter, Herrn Grosser. Ihren Platz antreten können Sie, sobald es Ihnen beliebt. Hiermit wurde er entlassen.

Dies war der ganze Inhalt seiner gestrigen Unterhaltung mit Bonafides.

Einen Augenblick war Anton geneigt anzunehmen, daß Wilhelm die mittelbare Veranlassung dieses unfreundlichen Empfanges gewesen sei; doch widersprach dem die gute Meinung, die er trotz Allem, was vorgefallen, von dem Unglücklichen hatte. Noch mehr aber der Umstand, daß Wilhelm noch gestern Abend zu ihm

gekommen war, um für sein unfreundliches Betragen am Morgen um Entschuldigung zu bitten. Der Bucklichte that dies zwar in einer Weise, als stände Jemand hinter ihm, der ihm die Worte soufflirte; auch merkte man ihm den Widerwillen an, mit dem er die Bitte herstammelte, daß Anton in seiner Wohnung verbleiben und, wenn es ihm Freude mache, auch in den Garten kommen möge. Anton indeß erklärte sich die Befangenheit Wilhelm's mit dem Bewußtsein begangenen Unrechts, forschte auch nicht weiter darüber nach, warum jener ihm mit so auffallender Heftigkeit das Versprechen abnahm, mindestens noch einige Zeit im Hause zu verbleiben, und wenn er durchaus seine Wohnung ändern wollte, es später unter irgend einem Vorwande zu thun. Genug dem, Anton blieb im Amorettenhause und hatte in kurzer Zeit Gelegenheit, sämmtliche Insassen desselben kennen zu lernen; dem Namen nach kannte er sie bereits. Auf dem Hausflure, vom Eingange rechts, vom gasflammentragenden Amor links, hing eine Tafel, auf welcher mit karmoisinrother Farbe in

schräggothischen Lettern geschrieben stand, daß im erhöhten Parterre links der Hausbesitzer Seegassner, rechts die Musik- und Gesanglehrerin Fräulein Fides Silberhorn wohne, im ersten Stockwerke Justizrath, Rechts-Anwalt und Notar Bonafides, im zweiten Banquier Bernhardi und im dritten, im einen Flügel der Gymnasiallehrer Dr. Ohnetuch, und im andern die Wohnung und das Atelier des Malers und Akademikers Seegassner Heinrich — der Taufname stand hinter dem Familiennamen — des ältesten Sohnes des Hausbesitzers, sich befinde.

Dörffle, der Allerweltsmann, war mit Allen bekannt und, wie er sich selbst ausdrückte, speziell befreundet. Kaum vierzehn Tage waren verflossen und Anton war durch Dörffles Vermittlung Gegenstand vielfacher Neugier, nicht allein im Amorettenhause, sondern auch außer demselben. Ueberall sprach der gemüthliche Schwabe von seinem schönen, geistreichen und liebenswürdigen Schützling; überall hob er hervor, wie sein Scharfblick im ersten Moment erkannt habe, was in dem jungen Menschen

stecke. Und je öfter er von Anton sprach, desto sanguinischer wurden seine Lobeserhebungen und desto mehr glaubte er selbst an deren Wahrheit.

Anton erhielt, während er fleißig in seinem Büreau arbeitete, auf Grund von Dörffles einflußreichen Empfehlungen, Einladungen von allen Seiten. Auch dem Doktor Ohnetuch und Banquier Bernhardi hatte Dörffle Visite gemacht, um seinen Schützling zu introduziren. Nur mit Fräulein Silberhorn stand er „auf dem Knixfuße.“ Sie nahm seine Besuche nicht an, hatte keinen Umgang mit seiner Frau, ließ sich nicht von ihm empfehlen, und wurde von ihm als „hochmüthige Person“ in die Rubrik jener Menschen geworfen, mit denen nichts anzufangen war. Noch weniger Sympathien, als bei dem alten Fräulein, fand er bei dessen Nichte. In diesem Kreise also konnte er nichts für seinen Schützling thun, und daß seine Empfehlung bei Bonafides für Anton nicht sonderlich fördernd gewesen war, bewies der Umstand, daß zwischen ihnen, außer den geschäftlichen Beziehungen, die noch dazu durch Grosser vermit-

telt wurden, kaum irgend eine gleichgiltige Unterhaltung stattgefunden hatte.

Beim Banquier Bernhardi war heute, am Geburtstage seiner ältesten Tochter, ein kleines Fest, zu welchem auch Anton eine Einladnng erhalten hatte. Die geräumige Wohnung sowohl, wie die Einrichtung trug das Gepräge geschmackvoller Einfachheit und Wohlhabenheit. Es war so zu sagen die Bescheidenheit des Reichthums, die sich hier kund gab, und diesem Eindruck entsprechend waren auch die Menschen, die diese Räume bewohnten.

Der große Saal und die beiden anstoßenden Gemächer, welche heute dem Vergnügen, dem Tanz und Spiel geöffnet waren, vereinigten, der Bedeutung des Tages entsprechend, einen Kreis von etwa zehn jungen Mädchen ziemlich gleichen Alters in allen Abstufungen von Schönheit und Liebreiz.

Anton, einer der letzten der erwarteten Gäste, war, als ihn Bernhardi in diesen blühenden Kreis einführte, dermaßen geblendet, daß er kaum ein Wort hervorzustammeln vermochte.

Ludmilla, die Königin des Festes, war etwa achtzehn Jahr alt, eine frisch entfaltete Blume tropischer Natur. Ihr volles, glänzend schwarzes Haar spielte fast ins Bläuliche; in ihren intensiv schwarzen Augen, um welche sich in eigenthümlich geschwungenen Linien, bis fast an die Augenwinkel hinab, die dunklen Brauen zogen, lag etwas geheimnißvoll Anziehendes.

Sie erröthete nicht, als Anton ihr von ihrem Vater vorgestellt wurde, nahm, ohne eine Spur von Befangenheit, seine gestammelte Gratulation entgegen und übernahm es mit jener zwanglosen Sicherheit, wie sie nur durch eine gute Erziehung erzielt werden kann, ihn mit den anwesenden Personen bekannt zu machen. Es waren noch drei Schwestern von ihr anwesend, von denen die jüngste etwa funfzehn Jahre zählen mochte, denen Anton seine offizielle Verbeugung machen mußte. Hierauf kamen die Cousinen, dann die näheren und weiteren Verwandten, und hier — mit diesen Worten schloß sie den Act der Vorstellung — meine beste Freundin Pauline und unsere gemeinschaftliche liebe

Nachbarin, Fräulein Emma Lilien, die Sie bereits kennen.

— Ich habe noch nicht das Vergnügen, entgegnete Anton noch immer unsichern Tones — ich meine, ich hatte noch nicht das Vergnügen, Fräulein Lilien vorgestellt zu werden.

— Glaubte ich doch von meinem Vater gehört zu haben, bemerkte Ludmilla mit einem halb spöttischen Zug um den Mundwinkel, daß Sie im Büreau des Herrn Justizraths beschäftigt sind.

Anton wußte im ersten Augenblick nicht, ob er diese versteckte Anspielung auf die unverkennbare Mißgunst, mit der ihn Bonafides behandelte, ihm oder Emma gelten solle. Ein einziger Blick indeß überzeugte ihn, daß dieselbe Emma galt und daß dieser Gegenstand hier nicht zum ersten Male zur Sprache gekommen sei, und plötzlich war er wie umgeändert. Er hatte seine Fassung wieder und wandte sich mit dem sichern Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit an Ludmilla mit den Worten:

— Ich weiß nicht, mein Fränlein, wie Sie meine kurze Thätigkeit im Büreau des Herrn

Justizraths mit Fräulein Emma Lilien in Einklang bringen wollen. Es giebt Personen, die man nur einmal gesehen zu haben braucht, um sie nicht wieder zu vergessen. Das Fräulein wohnt, so viel ich weiß, mit mir auf einem Flur, und wir sind einander vielleicht öfter begegnet, als es dem Fräulein lieb war. Ich bin im Büreau kein Fremder mehr, aber ich erinnere mich nicht, Fräulein Lilien in den mir zugänglichen Räumen jemals begegnet zu sein, konnte ihr deshalb auch nicht vorgestellt werden.

Emma hielt in weiblicher Standhaftigkeit die Augen zu Boden geschlagen und Anton, der gerade jetzt einen ermunternden Blick von ihr zu erhalten gehofft hatte, ärgerte sich wohl darüber, daß sie ihm kein Zeichen von Einverständniß gab und ihr erstes Begegnen zu ignoriren schien, fügte, immer zu Ludmilla gewandt, mit verbindlicher Artigkeit hinzu: — Auch Sie, mein Fräulein, sehe ich nicht zum ersten Male, und doch hatte ich, wenn ich Ihnen zufällig begegnet wäre, nicht das Recht, Sie zu grüßen, bevor ich Ihnen offiziell vorgestellt worden.

— Das Recht uns zu grüßen hatten Sie immer als Nachbar und Hausgenosse; wir hatten nur nicht die Verpflichtung, Ihnen zu danken. Es giebt Menschen, die sich darüber beklagten, daß Sie von diesem Ihrem Rechte nicht Gebrauch machten.

Emma zerpflückte mit großer Emsigkeit eine Rose zwischen ihren Fingern. Sie erröthete von der Stirn bis zum Nacken, aber sie blickte nicht auf.

Hätte ich doch nicht gedacht, daß dieses Mädchen, welches sich im ersten Augenblick so freundschaftlich meiner annahm, so unfreundlich werden konnte, daß sie mich keines Blickes würdigt, dachte Anton für sich, und in einer weitern Kombination folgerte er, daß sie auch an der Unfreundlichkeit des Justizraths die indirekte Veranlassung sei. Als Ludmilla ihn mit erheuchelter Neugier aufforderte, zu erzählen, wo er sie gesehen, sagte er, er hätte es nicht vergessen, daß er ihr vor etwa vierzehn Tagen im anstoßenden Garten begegnet sei, und daß sie und die Dame, die mit ihr ging, von zwei

jungen Herren begleitet wurden, die sehr laut sprachen.

Die Reihe zu erröthen kam nun an Ludmilla. Sie mochte wohl nicht ohne Grund befürchten, daß Anton der Inhalt ihrer lauten Unterhaltung bekannt sei.

Er achtete indeß nicht darauf und sah sich in natürlicher Gedankenfolge bei seinen letzten Worten im Raume um. Dabei machte er die Entdeckung, daß kein anderes männliches Wesen da war.

Seine laute Verwunderung hierüber erregte ein allgemeines Gelächter.

— Sie fürchten sich wohl vor uns?

— Wir thun Ihnen nichts zu Leide!

Diese und ähnliche Ausrufungen kamen mit einem Male von allen Seiten. Und somit war die ungezwungene Heiterkeit, die durch Anton's Erscheinen in's Stocken gerathen war, wieder in lebhaften Schwung gekommen.

— Wenn es Ihnen bei uns nicht gefällt, sagte Ludmilla mit schelmischer Neckerei, so können Sie sich zu den alten Herren gesellen, die

im dritten Zimmer Politik, Whist und Börse treiben. Das Kind ist auch da.

— Das Kind! ertönte es von allen Seiten.

— Das Kind? fragte Anton.

— Ludmilla hat heute weiß und rosa an, dann ist sie immer boshaft, erklärte ihre Freundin Pauline. Zu Anton gewandt sagte sie:

— Das Kind ist nämlich Herr Heinrich Seegassner. Seine Mutter nennt ihn noch immer so, obgleich er bereits dreißig Jahre zählt.

— Darf ich mir die Frage erlauben, warum ihm das Glück, in Ihrer Gesellschaft weilen zu dürfen nicht zu Theil wird?

— Wenn er eine Viertelstunde mit zehn jungen Mädchen beisammen ist, bekommt er Krampfanfälle, erwiederte Ludmilla.

— Er hat nämlich die fixe Idee, daß jede Einzelne von uns sich unfehlbar in ihn verliebt und deutet jeden zufälligen Blick in dieser Weise. Da leider keine von uns das Glück hat, sein Ideal zu sein, so setzt er uns in seiner übergroßen Menschenliebe der Gefahr nicht aus, in Sehnsucht nach ihm zu verschmachten, und zieht

es vor, sich mit unserm guten Vater über das Ideal der Börse, mit dem Herrn Justizrath über das Ideal der Rechtswissenschaft und mit Wilhelm Born über das Ideal menschlicher Bosheit zu streiten.

— In der Bosheit thust Du es mir noch zuvor! rief Wilhelm, der unter dem allgemeinen Jubel unbemerkt eingetreten war; aber nicht in der idealen, sondern in der reellen. Im Grunde ärgert es Dich nur, daß der blonde Heinrich Dir zu wenig Aufmerksamkeit schenkt. Sein Ideal hat er übrigens auch gefunden. Emma weiß was davon zu erzählen. Er malt sie jetzt als Kleopatra. Das gute Lamm ließe sich auch als büßende Magdalena von ihm malen.

— Wenn er sie als Kleopatra malt, dann wirst Du ihm zum Modell des Schlangenkopfes sitzen müssen. Er braucht Dein Gesicht nur etwas zu verlängern, Mund und Augen passen ganz gut.

Während der Kampf zwischen Wilhelm und Ludmilla die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, wagte es Emma, Anton von der Seite an=

zusehen. Und zwar that sie dies auf so eigenthümliche Weise, daß sie bei den Fußspitzen anfing und bei den Augen stehen blieb. Ueber die Augen hinaus kam sie nicht.

Es war wohl nur Zufall, daß er ein Gleiches that, und wie flüchtig der Blick auch war, so blieb er beiderseits doch nicht ohne Wirkung; denn Emma wandte sich mit einem Eifer, als handle es sich um eine Lebensfrage, zu ihrer Nachbarin rechts, um von ihr zu erfahren, wo sie ihr wunderschönes Band gekauft habe, und Anton verwickelte sich mit Pauline, welche zu seiner Linken saß, in eine tief eingehende Erörterung über die Schönheit der Stadt und ihre Umgebung. Nachdem dieses Thema erschöpft war, kamen die Bewohner an die Reihe. Anton freute sich über die Zuthunlichkeit und den allgemeinen heitern Sinn der Menschen, die er bisher kennen gelernt, und sprach schließlich nochmals seine Verwunderung darüber aus, daß er in diesem Kreise keinen einzigen jungen Mann antreffe.

— Wir haben in unserer kleinen Residenz

keine jungen Männer, lautete Paulinens Antwort. Und wenn Sie erst länger hier sind, werden Sie finden, wie bedauernswerth wir Mädchen sind. Studenten giebt's hier leider nur in den Ferien. Die jungen Leute vom Kaufmannsstande sind ungeschickt und albern und die zahlreichen Offiziere sind nur zum Tanzen zu gebrauchen. In einem Familienkreise, wie dem heutigen, langweilten sie sich und uns, da wir heute nicht tanzen. —

— O! das wollen wir nicht gesagt haben! unterbrach Ludmilla ihre beste Freundin. Ohne Tanz kein Vergnügen. Ohne Zweifel tanzt Herr Schwedt auch, und wenn nicht, so kann er spielen. Und ohne eine weitere Antwort abzuwarten, öffnete sie den Flügel und lud durch Schulhoffs sinnberauschende Varsovienne, die sie meisterhaft vortrug, ihre Zuhörerinnen ein, sich zum Tanze zu arangiren.

Es war gewiß eine große Unschicklichkeit von Anton, daß er mit Paulinen nicht sofort den Tanz eröffnete. Er hätte sich dadurch unstreitig bei der ganzen Gesellschaft in Respekt gesetzt.

Pauline mochte wohl seine Zögerung als einen Beweis betrachten, daß er nicht Lust habe zu tanzen, und verließ ihn ohne Weiteres, um mit einer jüngeren Schwester Ludmillas die erste Runde zu machen.

Im Nu waren alle Stühle an die Waud gerückt und das Gemach in einen Tanzsaal verwandelt.

Es war wohl wieder nur Zufall, daß Emma ganz allein zurückblieb, während all' die andern Mädchen sich im Kreise drehten. Es war zum Unglück eine grade Zahl, und da Ludmilla zum Tanze spielte, war Emma nicht aufgefordert worden.

In dem Moment als Emma's Nachbarin sich zum Tanze anschickte, wagte sie es, einen zweiten Blick auf Anton zu werfen. Diesmal aber war es kein Streifblick, sondern der volle Strahl des himmelblauen Auges, der ihn traf. Und es mußte in dem Blicke für ihn etwas wunderbar Anziehendes gelegen haben. Im Nu war er an ihrer Seite, und sie wartete nicht einmal die übliche Auforderung ab, sondern legte im stum-

men Einverständniß ihre Hand auf seine Schultern, nur erröthete sie grade so wie vorhin von der Stirn bis zum Nacken, als er seinen Arm um sie schlang.

Noch hatten sie kein Wort mit einander gewechselt. Er war nicht ihr erster, sie nicht seine erste Tänzerin. Und doch fühlten sie Beide jene unerklärliche Befangenheit, wie man sie auf dem ersten Balle zu empfinden pflegt, und es dauerte eine geraume Weile, ehe sie in den gleichmäßigen Takt kamen.

Sie erklärte sich den Grund ihrer Verwirrung dadurch, daß sie zu fühlen glaubte, wie seine linke Hand in ihrer rechten zitterte. Er hingegen redete sich ein, daß das Vibriren ihres ganzen Körpers ihn aus der Fassung brachte.

Nachdem sie im Saale dreimal die Runde gemacht, führte er sie zu ihrem Sitze zurück und verließ sie mit einer stummen Verbeugung, um sich wieder zu Paulinen zu wenden.

Paulinen's Tänzerin, eine jüngere Schwester Ludmilla's, war nun Emma anheimgefallen.

— Wie tanzt er? fragte Erstere, nicht ohne einen Anflug von Neid.

— Abscheulich schlecht! platzte Emma heraus; er kann gar nicht in den Takt kommen und hat mich zweimal auf den Fuß getreten.

— Mit Paulinen scheint er besser in den Takt zu kommen, sagte Jene wieder.

Dabei ließ sie Emma sitzen, um eine andere mittlerweile freigewordene Tänzerin in den Kreis zu führen.

Emma wurde von keinem der Mädchen zum Tanze aufgefordert. Aber Anton kam, nachdem er höflichkeitshalber jede Einzelne einmal um den Saal geführt, nochmals zu ihr zurück und sagte:

— Ich habe das Vergnügen, fortan mit Ihnen tanzen zu dürfen, theuer erkauft. Ich will mich aber jetzt dafür entschädigen und — —

— Fortan nur Ihnen auf die Füße treten, ergänzte Wilhelm, der hinter ihnen stand.

Bevor noch Anton oder Emma etwas antworten konnte, hatte er sich schon davon geschlichen.

— Es thut mir aufrichtig leid, sagte Anton, daß der arme Mensch ohne mein Verschulden einen Feind in mir sieht. Er macht es mir unmöglich, ihm eine andere Meinung von mir beizubringen, weil er sich bei jeder Annäherung krampfhaft in sich selbst zurückzieht. Ich würde keinen Versuch scheuen ihn umzustimmen. Ich habe wirkliches Mitleid mit ihm, besonders seitdem er seine ungerechte Heftigkeit dadurch wieder gut machte, daß er mich bat, in meiner Wohnung zu verbleiben.

— Schlagen Sie das nicht so hoch an; er that es nur gezwungen.

— Ich halte ihn für nichts weniger als boshaft. Und gerade weil alle Welt ihn dafür zu halten scheint, sollten Diejenigen, denen er sich anders giebt, ihn auch anders behandeln. Und Sie, Fräulein Lilien könnten vielleicht zuerst dahin wirken, seiner krankhaften Reizbarkeit beizukommen. Ich habe allen Grund zu glauben, daß Sie vielen Einfluß auf ihn ausüben.

— Darin irren Sie sich, Herr Schwedt. Wir sind zusammen aufgewachsen, und ich kenne

ihn besser. Als Kind schon war er so, wie er jetzt ist. Wenn er mit mir allein ist, spricht er zwar manchmal ganz anders, aber im Grunde seines Herzens haßt er mich ebenso wie alle Leute. Er rächt sich dafür, daß Onkel Bonafides mich lieb hat, obgleich ich eigentlich gar nicht verwandt mit ihm bin, und benutzt jede Gelegenheit, mir Verdruß oder Schmerz zu bereiten.

— Schien es mir doch ganz anders, als er Ihnen an jenem Morgen den Blumenstrauß auf's Fenster legte.

— Die Blumen giebt er mir auch nur, weil er weiß, daß ich sie dem Onkel Bonafides gebe; ich habe noch nie eine für mich behalten. Ein einziges Mal nur steckte ich mir eine von seinen Rosen in's Haar, da riß er sie mir heraus und zerpflückte sie. Ich war damals zu einer kleinen Tanzgesellschaft geladen und mußte über Wilhelms Bosheit so viel weinen, daß ich Kopfschmerz bekam und zu Hause blieb. — —

Die ganze, im anstoßenden Saale versammelte Gesellschaft war mittlerweile eingetreten.

Tante Fiden hatte an Ludmillas Stelle am

Flügel Platz genommen. Manche von den Herren, unter ihnen Bernhardi selbst und Doktor Ohnetuch tanzten mit, die Andern sahen zu. Auch Anton tanzte zunächst mit Emma, dann mit Ludmilla und dann wieder mit Emma, so lange, bis das aufgetragene Abendessen das improvisirte Vergnügen unterbrach.

Beim zweiten Tanz kam er mit Emma sogleich in den richtigen Takt; daß er sie aber zuerst auf den Fuß getreten habe, räumte er ihr nicht ein.

Es war wohl wieder nur Zufall, daß er bei Tische an ihrer Seite zu sitzen kam; aber an ihrer andern Seite saß Wilhelm.

Zu einer Unterhaltung zwischen den Dreien kam es nicht.

Wilhelm hatte die ganze Tischzeit über weder einen Bissen gegessen, noch ein Wort gesprochen, ja kaum den Blick erhoben.

Emma fühlte, ohne sich des Grundes klar zu sein, eine unerklärliche Befangenheit und selbst Anton war schweigsamer, als es sonst in seiner Art lag.

Man trennte sich erst gegen Mitternacht. Auf dem Hausflur reichte man sich die Hand.

Anton ging in die Thür zur Rechten, Emma in die zur Linken des leuchtenden Amors. Sie träumte vom Tanze weiter, und er seit langer Zeit wieder einmal — von Julien. . . .

Fast schon fielest Du dem Tod zum Raube;
Doch sie pflegt bei Nacht Dich und am Tage,
Hoffnung giebt ihr Muth, und Kraft der Glaube,
Liebe macht zur Lust ihr jede Plage.

VI.

Tante Fiden.

Seit dem Geburtstage Ludmillas waren wieder vierzehn Tage verstrichen. Bonafides war seither viel freundlicher gegen Anton geworden und hatte ihn bereits zweimal an einem Mittagstische Theil nehmen lassen, bei welchem auch Grosser, Tante Fiden und Emma zugegen waren.

Mit Tante Fiden stand Anton bereits im innigsten Verkehr. Sie gab ihm vielfache Beweise der aufrichtigsten Theilnahme, und eigentlich war sie es nur, die Bonafides umgestimmt hatte.

Ein einziger Moment hatte Anton das Herz

des alten Fräuleins gewonnen. Die Veranlassung hierzu war folgende:

Anton hatte den Besitzer des angrenzenden Gartens aufgesucht und unter dem Vorwande, sich die Erlaubniß einzuholen, den Garten besuchen zu dürfen, eine für den Blumenliebhaber sehr schmeichelhafte Unterhaltung über die prachtvolle Rosenflora seines Gartens eingeleitet. Mit vielem Geschick wußte er dem zuvorkommenden Blumenfreunde eine weitläufige Erklärung der Rosenkultur abzulocken, und warf schließlich, wie zufällig, die Frage hin, ob man nicht auch Rosen, namentlich Zwergrosen, durch Saatkörner ziehen könne. Auf die bejahende Antwort des Blumenfreundes erbat sich Anton eine nähere Erklärung des zu beobachtenden Verfahrens.

Der Rosenliebhaber gab sie bereitwillig und Anton theilte ihm endlich, durch seine Zuvorkommenheit dreister gemacht, sein ganzes Anliegen mit.

Es bestand darin, aus einem verdorrten Zwergrosenstock neue Keime hervor zu bringen.

Da dies nach natürlichen Gesetzen unmöglich war, mußte er zu einer Täuschung seine Zuflucht nehmen. Er schilderte dem Blumenfreunde mit so viel Wärme und Lebendigkeit, wie viel Freude er einer unglücklichen Person dadurch bereiten würde, wenn der Rosenstock neue Keime triebe, daß der gute Mann ihm Alles zu thun versprach, was in seinen Kräften stand. Er forderte Anton schließlich auf, den Blumentopf zu holen, um zu untersuchen, wie die Sache sich am besten machen lasse.

Anton eilte davon und erst vor der Gartenthür fiel es ihm ein, daß das Gärtchen durch einen Gartenzaun vom Hofraum geschieden und die Thür verschlossen sei. Auch konnte er am Tage weder über den Zaun klettern, noch unbemerkt den Blumentopf aus dem Verstecke in der Geisblattlaube holen, und so entschloß er sich denn, Tantchen Fiden mit ins Vertrauen zu ziehen.

Er erzählte ihr, mit welch unsäglichem Schmerze Wilhelm den abgestorbenen Zweig betrachtet und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß

der Rosenstock ein Geburtstagsgeschenk von Emma gewesen sei.

Welche Freude es für den armen Wilhelm sein mußte, den todten Zweig wieder aufleben zu sehen, erkannte sie mit weiblichem Zartgefühl besser, als Anton es ihr zu schildern vermochte. Andererseits interessirte sie sich für die kleine gutmüthige Intrigue und sagte Anton ihren ganzen Beistand zu. Nachdem er ihr den Winkel genau beschrieben, wo Wilhelm den Blumentopf versteckt hielt, ging sie in den Garten und brachte ihn unter der Schürze herbei.

Nach kaum einer Stunde war die Operation fertig und der Blumentopf durch Tante Fidens Vermittelung wieder unbemerkt an seine Stelle gebracht. Der Rosenfreund hatte die Manipulation mit dem Saatkorn für zu langwierig und unsicher gehalten und es für besser befunden, an die Wurzel des todten Zweiges einen lebenden zu legen, der binnen wenigen Wochen hervorschießen und Blätter treiben mußte.

So war es auch. Die Täuschung glückte vollständig. Der Rosenstock bekam neue Schöss-

linge und Anton und Tante Fiden waren seit dem Tage aufrichtige Freunde geworden. Es wurden auch mancherlei gemeinschaftliche Berathungen gehalten, wie man, von Wilhelm unbemerkt, den Blumentopf begießen könne. Denn daß er, nachdem er das neuerwachte Leben entdeckt, ihn mit Sorgfalt behandeln würde, war nicht zu bezweifeln. Tante Fiden erklärte sich bereit, den Stock, bis Wilhelm dessen Pflege übernommen, allabendlich zu begießen. Anton machte dagegen den Einwand, daß Wilhelm den Blumentopf wahrscheinlich öfter hervorhole und offenbar die Täuschung entdecken müsse, wenn er ihn auch nur einmal begossen fände. Und so wurde denn der Beschluß gefaßt, den Blumentopf allabendlich in eine mit Wasser gefüllte Schüssel zu setzen, und das Erdreich von unterwärts nur so viel Feuchtigkeit einsaugen zu lassen, daß sie nicht bis an die Oberfläche kam.

Seit jener Zeit aber kam Anton, wenn Tante Fiden da war, öfter in die Geisblattlaube, um nach dem Blumentopf zu sehen. Man hatte verabredet, Emma von dem Geheimniß

nichts merken zu lassen. Sie merkte auch in der That nichts davon. Daß aber Tante Fiden Anton sehr lieb gewonnen hatte, merkte sie um so deutlicher, je mehr sie sich über diese Entdeckung freute.

Seither war Anton, sobald er seine Arbeit geschlossen, fast täglich in die Laube gekommen. Emma war regelmäßig da; sehr oft auch Tante Fiden und Wilhelm. Letzterer ging immer, sobald Anton kam. In den späteren Stunden gesellte sich auch Bonafides zu ihnen. Das bescheidene Abendessen wurde zuweilen in der Laube eingenommen und an solchen Abenden blieb Anton bis spät in die Nacht mit den Dreien beisammen.

An einem Julinachmittage saß Anton und Tante Fiden in der Laube. Emma und Wilhelm waren mit Bonafides ausgefahren. Sie sprachen von Grosser.

— Was Sie auch sagen mögen, ergänzte Anton seine Rede, ich kann es unmöglich glauben, daß ein so hochbegabter Mensch irgend einer niedrigen Neigung fähig sei. Es liegt

in seinem Wesen etwas so Strenges und Festes, daß ich mich mit unerklärlicher Gewalt hingezogen fühle, zu erforschen, ob er innerlich wirklich so verfinstert ist, wie es den Anschein hat. Sicher ist er so strenge gegen sich selbst, wie gegen Andere. Ich stehe durch meine Arbeiten seinem geistigen Wesen näher als Sie, und möchte, wenn nicht gerade Sie es wären, die mich darauf aufmerksam machten, die Verdächtigung seines Charakters geradezu für Verleumdung halten.

— Ich verdächtige seinen Charakter nicht, sondern nur seine Lebensweise. Ein Mensch, der an keinem harmlos geselligen Vergnügen Theil nimmt, ein Mann von fünf- bis sechsunddreißig Jahren, der keinen Freund, kein Weib, und fast so zu sagen gar keinen menschlichen Umgang hat, ist schon an und für sich verdächtig. Glauben Sie aber ja nicht, mein lieber Schwedt, daß ich Ihnen aus freien Stücken die gute Meinung für einen Menschen geraubt hätte, wenn nicht die Besorgniß, Sie könnten in Ihrer Sympathie für ihn an seiner

Lebensweise Theil nehmen, mich dazu veranlaßte. Sie sind jung und gewissermaßen auch noch unerfahren. Und wenn Sie noch so viel gelernt haben und alle Pandekten und Paragraphen kennen, so kann Ihnen der gute Rath einer alten Frau doch sehr zu Statten kommen. Sie müssen ihn ja nicht befolgen, wenn Sie nicht wollen.

— O, wie gerne folge ich Ihnen! wie dankbar fühle ich es, daß Sie es gut mit mir meinen, obgleich ich noch nicht weiß, womit ich es verdient habe.

— Sie werden meine gute Meinung dadurch verdienen, wenn Sie bleiben, wie Sie sind. Und zu diesem Zwecke müssen Sie sich so lange von Grosser fern halten, bis er Ihnen nicht mehr gefährlich sein kann.

— Sie halten mich für viel schwächer, als ich bin; und wenn auch Alles wahr wäre, was man von seiner Lebensweise sagt, so habe ich einen Talisman in mir, der mich vor allem Bösen wahrt. Dieser Talisman ist das Gefühl der höchsten Verehrung für das höchste Wesen

unter der Sonne. Und was Herrn Grosser anbetrifft, so wundert es mich, daß der Herr Justizrath, der ihn, seinem Verdienste angemessen, wie einen Freund behandelt, nicht auch Einfluß auf sein Leben hat.

— Bonafides ist ein alter Junggeselle, und in gewissen Dingen, wie auch die Besten seines Gleichen, kurzsichtig und beschränkt.

Es muß zwar höchst komisch klingen, wenn eine „alte Jungfer" dies sagt, bemerkte sie lächelnd, aber wir Frauen, denen das Loos nicht zu Theil ward, ihren Verhältnissen, oder ihrer Neigung entsprechend, in die Ehe zu treten, sind darin doch anders und weit glücklicher.

Wir werden dem engsten Familienleben nie entzogen, so lange wir die Neigung verspüren, uns in dem Kreise, dem wir zugetheilt sind, nützlich zu machen. Das Weib ist immer in ihrem Lebensberufe, wenn es für Jemand Liebes zu sorgen hat. Und so groß ist dieser Drang in unserer Natur, daß die minder begabten, das heißt minder glücklichen, unverheiratheten Frauen, wo sie nicht für Menschen sorgen können, sich

Thiere aller Art auferziehen. Sie wissen, daß ich das Glück habe, dieses holde Kind wie mein eigenes halten zu dürfen; ich habe also meinen Beruf, und da ich ihn nach Kräften und Ermessen auch erfüllt zu haben glaube, kann ich mich dreist über viele sogenannte alte Jungfern erheben. Bonafides aber ist ein alter Hagestolz, mit den Schwächen, die sie alle haben.

Unverheirathete Frauen hassen einander in der Regel. Jede sieht die Gebrechen der Andern im vergrößerten Maßstabe. Nachdem sie einander ihre Liebes- und Leidensgeschichte mitgetheilt haben, benutzen sie diese gegenseitig nur als Mittel zu versteckten bösen Ausfällen. „Hättest Du damals so und hättest Du später so gehandelt!“ — das sind die unvermeidlichen Phrasen der vertrauensvollen Erörterungen jener unglücklichen Geschöpfe. Sie verkehren mit einander nur, weil das Vorurtheil oder auch die gerechte Furcht vor ihren bösen Zungen, ihnen von vorn herein jeden Zugang in jüngere Kreise erschwert oder gar verschließt. Wenn sie durch eine materiell ungünstige Lebensstellung nicht

zu einer ununterbrochenen Thätigkeit gezwungen werden, dann versumpft in der That ihr Gemüth, wie ein Quell, der keinen Abzug hat; und Neid, Mißgunst und Frömmelei sind die Pflanzen, die aus dem stranguirenden Boden hervorschießen. Der Mensch ist von Natur darauf angewiesen, geistig und physisch zu schaffen und zu arbeiten. Unverheirathete Frauen, die bis an das Ende ihrer Tage zu ununterbrochener Thätigkeit gezwungen sind, theilen auch nicht die Eigenschaften der sogenannten alten Jungfern. Jenes böse Wesen trifft aber nicht allein Fremdes, sondern Alles, was es in sein Bereich ziehen kann und vor Allem wirkt es von einer alten Jungfer zur andern. Und in diesem Punkte unterscheiden sie sich von den ältern unverheiratheten Männern. Die alte Jungfer haßt auch die alte Jungfer; der alte Hagestolz aber liebt den alten Hagestolz und wenn er auch nichts anderes wäre, als eben nur ein Hagestolz.

Der Umstand, daß Grosser so sehr dahin neigt, macht ihn Bonafides werth. Dazu kommt,

daß er hoch begabt, fleißig, und im Büreau fast unersetzlich ist. Er könnte außerdem sein, was er wollte, Bonafides wäre für Alles blind. Sie ließen einmal die Andeutung gegen mich fallen, daß Sie sich des Justizraths kalt gemessenes Wesen nicht erklären könnten. Ich habe zwar nie mit ihm darüber gesprochen, aber ich leite auch diesen Zug seines Wesens aus derselben Quelle her. Er ist sonst der beste, gutmüthigste Mensch. Sein strengrechtlicher Sinn gestattet es ihm zwar einerseits nicht, ohne genügende Veranlassung Ihnen den von Dörffle erwirkten Platz im Büreau zu versagen; andererseits aber störte Ihre Erscheinung wohl einen geheimen Plan, den er mit Grosser hatte. Dieser Plan wäre zwar nie zur Ausführung gekommen, so lange ich es hätte verhindern können; auch wagte er es nicht, ihn je gegen mich laut werden zu lassen. — Genug, Sie waren ihm unangenehm. Ihr bisheriges Betragen zwang ihn, seine vorgefaßte Meinung über Sie aufzugeben. Er hat auch vor dem Juristen in Ihnen Respect bekommen und sein gerechter Sinn in ihm geht

so weit, daß er Ihnen selbst auf Unkosten seiner persönlichen Neigung verdiente Anerkennung zollt.

Anton erwiederte hierauf nichts und Fiden stöberte in einer langen Zigarrenkiste, welche ihrem ursprünglichem Zwecke entfremdet, in wohlgeordneter Reihenfolge durch einzelne Papierstreifen getrennt, zahllose Seidenflicke enthielt. Die Complimentirfarben und die Uebergänge in allen Nüancen und Schattirungen waren hier vertreten. Die dunkelsten nach oben, die helleren und hellsten Farben, welche das vielfache Anfassen nicht vertragen können, nach unten.

Anton sah ihr andächtig zu, wie sie aus dem verhältnißmäßig kleinen Raume, einen, der Länge der Kiste entsprechenden, Papierstreifen nach dem andern hervorholte, bis sie zum richtigen gelangt war. Als er über die musterhafte Ordnung sein freudiges Erstaunen ausdrückte, erwiederte sie ihm:

— Junge Leute Ihres Gleichen sind leicht geneigt, in solchen Dingen Pedanterie und Kleinlichkeitskrämerei zu suchen; daß Sie es nicht thun, beweist mir, daß Sie auch Ordnungssinn haben,

und das freut mich. „Hebe eine Sache sieben Jahre auf und Du wirst wissen, wozu sie gut ist," sagt ein irisches Sprichwort, und ich fand, daß sehr viel Wahres darin liegt.

— Hat auch Emma diese Ansicht hierüber? fragte Anton.

— Sicherlich! In meiner bescheidenen Haushaltung ist nichts verschlossen. Ich bin, wie Sie wissen, viel außer dem Hause beschäftigt, und daß ich nie nöthig habe, Ordnung zu zu machen, ist ein Beweis, daß Emma sie aufrecht erhält. Das Kind ist überhaupt ernster und verständiger, als man es glaubt und Bonafides hat keine Ahnung davon, daß sie ganz allein seine Wäsche im Stande halten muß. Er würde es auch nicht dulden, wenn er es wüßte. Er ist auch in diesem Punkte ein alter Hagestolz, der mit Kindern nicht umzugehen weiß. Sie lieb haben und verhätscheln, heißt nicht, sie erziehen. Der Himmel weiß, was er aus dem Kinde gemacht hätte, wenn ich nicht mit aller Strenge eingeschritten wäre.

Anton drängte sich die Frage auf die Lip-

pen: warum sie überhaupt solch einen fremden Einfluß dulde, aber er besann sich zur rechten Zeit, daß es unbescheiden wäre, sie nach ihren und Emmas speziellen Verhältnissen zu Bonafides zu befragen. Die kluge Frau kam ihm darin zuvor. Sie mochte wohl eine bestimmte Absicht dabei haben, ihn in Verhältnisse blicken zu lassen, über die sie sonst ein sorgfältiges Stillschweigen beobachtete. Sei es um den Plan des Justizraths, dessen sie vorhin flüchtig erwähnte, zu vereiteln, oder hatte sie sonst einen Grund, aber es war in ihrem ganzen Wesen gegen Anton die unverkennbare Absicht, ihn der Familie näher zu rücken, dessen Mittelpunkt Emma war. Für eine gereifte Frauennatur genügen wenige Momente, um einen offenen Charakter, wie ihn Anton hatte, in seinem ganzen Umfange zu erfassen. Noch hatte er zwar kein Wort, auch keine Andeutung über sich, seine Vergangenheit und seine Familien-Verhältnisse gemacht; aber sein ganzes Wesen war zutrauenerweckend, und für Fiden genügte dies. Ob auch sie von seiner angenehmen Persönlichkeit ein

wenig bestochen war? wer vermag das zu untersuchen. Genug, sie erzählte ihm unaufgefordert Alles, was sie selbst, was Emma und Bonafides betraf.

— Emma, so hob sie an, ist das Kind meiner Schwester. Ihr Vater, King van der Lilien, war der Sohn eines angesehenen holländischen Kaufmanns. Eine Geschäftsreise führte ihn zu einem längeren Aufenthalte nach unserer Vaterstadt. Er lernte meine Schwester kennen, liebte sie und wurde von ihr geliebt. Da er noch von seinem strengen Vater abhängig war, der ihm die Tochter eines Geschäftsfreundes zugedacht hatte, mußte sein Verhältniß vor der Hand geheim bleiben.

Vor der Abreise verlobte er sich mit meiner Schwester, und als er ein Jahr nachher wiederkam, wurde die Trauung vollzogen. Er führte zu jener Zeit mehrere glückliche Spekulationen auf eigene Hand aus und hatte sich in den Stand gesetzt, auch ohne Einwilligung seines Vaters, auf die er wohl [illegible] konnte, seiner Familie, von seinem Vater unabhängig,

eine sorgenfreie Stellung zu sichern. Er war ein biederer und starker Charakter.

Das Glück der Liebenden dauerte jedoch kaum sechs Monate. Nach dieser Zeit mußte Lilien in seine Heimath zurückkehren und kam nie wieder. Er ging mit dem Schiffe zu Grunde, welches ihn von England aus, wo er zuletzt war, an unsere heimathliche Küste bringen sollte. Mit ihm versank auch seine ganze Habe und das Glück meiner armen Schwester. Wenige Monate nachher kam Emma zur Welt. Ihre Geburt gab der Mutter den Tod. Obgleich ich mit meiner unglücklichen Schwester nie recht übereinstimmte, fühlte ich doch, daß mit der Geburt dieses Kindes, dessen einzige Stütze auf Erden ich war, auch mein Schicksal für alle Zeiten entschieden war. Und ich habe bis zu dieser Stunde auch nicht einen Augenblick Ursache gehabt, es zu beklagen. Ich kann es nicht einmal denken, daß mich mein eigenes Kind hätte glücklicher machen können.

Das Loos unserer Lebensstellung können wir nicht wählen, sondern es wird uns zugetheilt,

und ich bin mit dem meinigen zufrieden. Die Sorge um das Kind, auf welches die letzten schmerzensreichen Monate meiner Schwester nicht ohne nachtheiligen Einfluß geblieben waren, denn es kam scheinbar blind zur Welt, nahm meine ganze Thatkraft in Anspruch. Eine ununterbrochene Wachsamkeit bei Nacht und bei Tage und die sorgsamste Pflege Monate hindurch war nothwendig, das Kind zum Gedeihen zu bringen; und es gedieh von Tag zu Tag. Wir waren von Hause aus arm, und Alles, was unsere Eltern uns zurückließen, war eine sorgfältige Erziehung, die es uns möglich machte, für uns selbst sorgen zu können. Es war keine Aussicht vorhanden, daß der alte Lilien jemals das Kind anerkennen und in die Rechte seines Vaters eintreten lassen werde. Ich hielt es zwar für eine ernste Pflicht, gegen ihn sowohl, wie gegen Emma, ihm den Hergang der Sache mitzutheilen; aber die Art und Weise, wie er den Schritt seines Sohnes betrachtete, machte jede weitere Verbindung zwischen ihm und mir unmöglich. Ich sah mich gezwungen, dem Kinde

zu Liebe meine Vaterstadt, in welcher man das Verhältniß mit scheelen Augen betrachtete, zu verlassen, folgte der Einladung einer Freundin nach einer entfernten Provinzialstadt und großen Theils durch ihre Vermittelung gelang es mir, durch Unterricht so viel zu erwerben, als meine bescheidenen Bedürfnisse erforderten. Während meiner Abwesenheit vom Hause übernahm sie die Pflege des Kindes, und so theilten wir gewissermaßen die Sorge und die Freude an dem Kinde. Wenige Jahre nachher verheirathtee sich meine Freundin. Ihre Familienverhältnisse entfremdeten sie mir, noch mehr aber dem Kinde. Später verließ sie ganz und gar den Ort, an welchem ich mittlerweile heimisch geworden und zahlreiche Freunde mir erworben hatte. Auch Bonafides lernten wir daselbst kennen. Ich sage: wir, denn eigentlich war es das Kind, welches sein erstes Interesse anregte. Er war kränklich und vereinsamt, aber von warmem Gemüthe und bei allen Fehlern, wie sie als Folgen einer leichtsinnig verlebten Jugend nicht ausbleiben, von reiner Menschenliebe erfüllt.

Ich bewohnte mit Emma ein kleines Häuschen, es war im Hofraum des weitläufigen reichen Hauses gelegen, welches Bonafides inne hatte. Er war damals bereits ein alternder Mann, und ich könnte fast sagen, daß er sich in diesen sechszehn Jahren gewissermaßen verjüngt hat; im Grunde war es nur das Kind, in dessen Liebe er neu auflebte. Anfangs wollte, später durfte und konnte ich es, ohne gewaltsame Maßregeln, nicht mehr hindern, daß er die Liebe des Kindes mit mir theilte. So wie sie in kindlicher Verstümmelung seinen Namen theilte, ihm die erste und mir die zweite Hälfte zuerkannte, so theilte sie auch ihre Zuneigung.

Bonafides hat für sie eine wahrhaft väterliche Liebe, aber es fehlt ihm die väterliche Strenge, und ich habe schon vollauf zu thun, wieder gut zu machen, was er mir an ihr verdirbt; so war es und so ist es von Anbeginn bis heute. Wie groß ihre Zuneigung zu ihm ist, werden Sie selbst schon erkannt haben.

Vor etwa fünf Jahren faßte ich den Entschluß, jene Provinzialstadt zu verlassen und in

die Residenz zu ziehen. Ich that es Emma zu Liebe. Einerseits um ihre Erziehung und Ausbildung, die ich bis dahin allein führte, nicht eine einseitige werden zu lassen, andererseits, um sie mit Menschen in Berührung zu bringen. Es fehlte ihr ganz an Gespielen, und im ununterbrochenen Verkehr mit ältern Leuten mußte sie zu ernst und düster werden. Es lag ohnedem schon von Natur eine gewisse Scheu und Verschlossenheit in ihrem Wesen.

Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß sie mit den Mädchen gleichen Alters, mit denen Sie sie bei Bernhardi zusammen sahen, auf wenig vertraulichem Fuße steht. Man hält ihre Aengstlichkeit für Stolz, ihre kindliche Bescheidenheit für Mangel an Geist. Im Grunde ist es mir auch weniger darum zu thun, sie durch den geselligen Umgang die Kunst erlernen zu lassen, ihre eigenen Vorzüge in das richtige Licht zu stellen, als sie vielmehr für das Leben reif zu machen, in welchem sie früher oder später doch allein stehen wird. Bonafides billigte damals mein Vorhaben und sagte mir, daß er es

längst erwartet und selbst auch die Vorkehrungen getroffen habe, sich in die Residenz versetzen zu lassen. Der Zufall oder vielleicht Bestimmungen, wie er sie vorher getroffen haben mag, fügten es so, daß wir in diesem Hause beisammen wohnen bleiben konnten.

Wir sind in der Stadt noch gewissermaßen fremd und da die wenigsten Menschen das Gute glauben, bevor sie nicht Beläge dafür haben, so betrachtet man Bonafides sowohl, wie mich und Emma mißtrauischer, als es im Wesen unseres Verhältnisses liegt oder lag. Bonafides brachte seinen Neffen mit und dieser Unglückliche, der bei vielen geistigen Anlagen die Unmöglichkeit erkennt, sich im Leben nützlich, seiner Umgebung unentbehrlich, oder auch angenehm zu machen, trägt durch sein störrisch verbittertes Wesen nicht viel dazu bei, das Leben im Hause behaglicher zu machen. Grosser ist ein verfinsterter unzugänglicher Mensch und so sind Sie denn, durch einen bloßen Zufall hierher geführt, vermöge Ihrer Eigenthümlichkeit, eine glückliche Zugabe für unser Haus. Ich werde, wenn Sie sich meines

Vertrauens würdig zeigen, in einem oder andern Falle Ihre Hilfe in Anspruch nehmen. Es kann nicht ausbleiben, daß man Ihnen, wenn Sie in den verschiedenen geselligen Kreisen der Stadt umherkommen, Mittheilungen über uns zu Ohren bringt, die von der Wahrheit eben so weit abstehen, wie ich von dem Wunsche, Sie irre zu leiten. Ich hielt es daher für nothwendig, Ihnen, soweit Sie Interesse dafür haben mögen, Alles selbst zu sagen, und es liegt nun an Ihnen, mir auch Ihre Lebensgeschichte mitzutheilen:

— Ich habe keine, erwiederte Schwedt mit traurigem Kopfschütteln.

In diesem Augenblicke hielt ein Wagen vor der Thür, Emma sprang aus demselben und stürzte sofort in den Garten.

— Guten Abend, liebes Tantchen! guten Abend, Herr Schwedt! rief sie, sich über das Gitter beugend. Ich bringe Onna die Treppe hinauf und bin gleich wieder bei Euch. Somit war sie auch wieder entschwunden.

Im Nu war sie wieder beim Wagen. Wilhelm hatte sich bereits in seine Kammer geschlichen.

Bonafides schien auf ihre Rückkehr gewartet zu haben, sie half ihm beim Aussteigen und führte ihn mit größter Vorsicht über die Haustreppe auf den Flur und von da in das obere Stockwerk. Er hatte seine Rechte auf ihre Schulter gestützt und mit Hilfe des Stockes, den er in der Linken hielt, kam er, den einen Fuß nachschleppend, nicht ohne Beschwerde oben an.

— Stütze Dich doch fester auf mich, Onkelchen! sagte Emma bei jedem einzelnen Treppenabsatz. Ich spüre Deine Hand ja kaum. Thust Du doch, als wäre ich von Marzipan. O! ich bin ungeheuer stark, mach nur den Versuch! Das sagte sie alles lächelnd, während sie ängstlich jedem Schritte und jeder seiner Bewegungen lauschte.

Bonafides ahnte es nicht, welche Angst Emma ausstand, so oft sie ihn die Treppe hinauf oder hinab geleitete. Jedesmal athmete sie auf, wenn sie am Ziele angelangt war, und dennoch duldete sie es nicht, daß ein Anderer als sie ihn unterstützte, wenn sie anwesend war.

— Du kommst doch wohl zu uns in die

Laube, wann soll ich Dich holen? fragte sie an der Thür.

— Ich muß noch ein Stündchen arbeiten, mein Herzenskind, lautete die Antwort. — Friedrich bringt mich dann zu euch.

Eine Minute nachher war Emma wieder im Garten.

Wie sie lieblich aussah in dem einfachen hellen Kleide und dem blauen Mäntelchen, welches ihr an der einen Seite von der Schulter gegleitet war und den schönsten Nacken bloslegte. Sie hatte kein Band, keinen Schmuck an sich und doch machte die tadellose Sauberkeit, die blendende Frische ihrer ganzen Erscheinung einen Eindruck, als ob sie im Schimmer der kostbarsten Diamanten prangte. Alles an ihr war strahlend, fast blendend. Das unvergleichlich schöne helldunkele Auge, die freie reine Stirn und das goldblonde Haar, welches in reicher Fülle unter dem breitkrämpigen gelben Strohhut hervorquoll; ein Lippenpaar so stolz, schön und rein, dabei voll und üppig und, wie zum Kusse einladend, ein wenig geöffnet. Die fein geschnit-

tene Nase hätte in ihrer eigenthümlich kecken Biegung den abwärts laufenden Lineamenten etwas Entschiedenes, fast Trotziges gegeben, wenn man nicht über den schönsten Mund hinweg zu einem Grübchen im Kinn gelangt wäre, welches mit schelmischer Liebeslust das trotzige Näschen Lügen strafte. Es lag in dem Gesichte ein Zauber, dem kein Maler und kein poetisches Gemüth widerstehen konnte. Van Dyk hätte sich für seine irdische königliche Madonna, die wir an einem andern Orte als eine protestantische Muttergottes bezeichneten, dieses Gesicht zum Vorbild genommen und kein Dichter hätte der Versuchung widerstehen können, dieses strahlende Antlitz, wenn er nicht vermocht, es zu küssen, es doch zu besingen. Die Schönheit in so hohem Grade ist wie die Königsmacht von Gottesgnaden; man neigt sich in Demuth vor der Majestät des hohen Herschers und vor der Majestät der hohen Schönheit, so lange sie in ihrer bescheidenen Größe die Demuth nicht *verlangt*.

Nicht zum ersten Male blickte Schwedt bewundernd in dies unvergleichlich schöne Angesicht.

Aber zum ersten Male empfand er den ganzen Zauber dieser Erscheinung. Als sie in das Gärtchen trat, ging er ihr einen Schritt entgegen, und während er ihre beide Hände festhielt, die sie ihm freundlich entgegenstreckte, blickte er sie lange an, und rief mit jener Extase, deren nur die Jugend fähig ist, und wie man sie auch nur der Jugend vergiebt: — Mädchen, wie bist Du so schön! Er hatte zwar, als er dies sagte, von Tante Fiden das Gesicht abgewandt, aber sie mußte seinen leisen Ausruf doch gehört haben, denn sie trat plötzlich zwischen die jungen Leute, führte sie in die Laube und ließ Schwedt an der einen, Emma an der andern Seite des Tisches Platz nehmen.

— Leg Deinen Hut ab, Emma, und hilf mir ein wenig! befahl sie, zwar ohne alle Strenge, aber mit so ruhigem Tone, daß das trunkene Kind sich wieder einigermaßen ernüchterte.

— Ja, ja, sogleich, liebes Tantchen, erwiederte sie kaum hörbar.

— Herr Schwedt wird uns Etwas vorlesen. — Nicht wahr Sie thun es?

— O wie gerne! erwiederte er mit einem Blick auf Emma, wenn Sie es wollen.

Emma erwiederte seinen Blick nicht. Sie schien noch so befangen von seinen ersten Worten, daß sie die zweiten kaum hörte; auch schien er ihre beiden Hände zu fest gedrückt zu haben, denn sie hielt sie ineinandergeschlungen in den Schooß gesenkt, als thäten sie ihr weh.

Tante Fiden warf einen gar eigenthümlichen Blick auf die jungen Leute und sagte im Gegensatz zu ihrem früher ausgesprochenen Wunsche:

— Sie könnten, statt uns Etwas vorzulesen, uns lieber Etwas aus ihrem Leben mittheilen. Emma wird sich auch wohl ein wenig dafür interessiren, zu erfahren, wer Sie sind, wer Ihre Eltern, wer Ihre Verwandten. Wir wissen eigentlich noch gar nichts von Ihnen, als daß Sie Herr Anton Schwedt heißen.

— Und das ist, wie ich Ihnen vorhin andeutete, auch Alles, was Sie von mir erfahren können, — erwiederte er traurig.

Auf diese unerwartete Antwort sah Emma zu ihm hinüber. Aber dies Mal hielt er den

Blick gesenkt und erst aufgefordert von Tante Fiden, sich näher darüber zu erklären, erwiederte er nach einer Weile:

— Ich bin eine Waise und habe Niemand auf der Welt, dem ich angehöre. Er sprach diese Worte mit so unverkennbarem Schmerze, daß weder Tante Fiden, noch Emma eine weitere Frage an ihn zu richten vermochten.

Anton aber fügte aus freien Stücken hinzu: Ich kenne nur ein einziges Wesen, welches sich meiner angenommen und für mich gesorgt hat. Aber sie mochte schließlich die Entdeckung machen —

— Es war also eine „Sie" schaltete Tante Fiden ein.

Emma erblaßte und ließ den Fingerhut fallen, den sie eben aus dem Arbeitskorb geholt und an den Finger gesteckt hatte.

— Daß ich es im Grunde nicht verdient hatte, fuhr Schwedt fort, ihr so nahe zu stehen, wie ich es wünschte und wie ich es in früheren Jahren gehofft hatte. Ich habe sie seit vier

Jahren nicht gesehen, und bin in den letzten zweien ganz ohne Nachricht von ihr.

— Sie muß wohl viel älter sein, als Sie sind, fragte Emma mit unverholener Bewegung.

— Meine Schwester, erwiederte Schwedt sich fassend, ist jetzt ungefähr neunundzwanzig Jahre alt. Sie ist nur fünf Jahre älter als ich, aber sie war, seitdem ich sie kenne, für mich das Vorbild menschlicher Vollendung und weiblicher Würde. Ich habe sie geliebt über Alles in der Welt und verehrt, wie man nur eine Mutter verehren kann. Ich habe den tiefen Schmerz des Alleinseins erst in der Trennung von ihr empfunden, und nur, seitdem sie mich verlassen, fühle ich mich ganz verwaist. Sie hat mir Alles ersetzt, was mir das Schicksal genommen, und daß auch sie mich aufgeben konnte, ließ mich an mir selbst verzweifeln. Daß sie lebt, daß sie von aller Welt bewundert, daß sie auch ohne mich glücklich ist, erfahre ich indirekt von Zeit zu Zeit; — daß ich aber, fern von ihr, vereinsamt und elend bin, kann sie sich wohl nicht denken, sie hätte sonst Nachsicht und

Erbarmen mit mir. In ihrem letzten Briefe, den ich vor fast zwei Jahren empfing, befahl sie mir, ihr nicht eher wieder zu schreiben, als bis sie mich direkt dazu auffordern würde. Sie wußte, daß ich jedem ihrer Worte blindlings folgen würde und ich hielt es Anfangs für eine bloße Prüfung. Meine unbegrenzte Liebe, meine Verehrung für sie konnte nicht erschüttert werden, und da ich mir keines Vergehens gegen sie bewußt bin, kann ich nur annehmen, daß sie mich nicht für würdig genug hielt, mit ihr auf der Höhe des Lebens stehen zu können. Sie mußte wohl einen Grund haben, mich abzustreifen — und doch macht es mich so namenlos elend, daß sie es that.

Anton verhüllte das Gesicht mit beiden Händen und versenkte sich bei dieser Erinnerung in tiefen stillen Schmerz. Er merkte es nicht, daß Tante Fiden sich entfernt hatte. Aus seinem schmerzlichen Tiefsinn aber wurde er dadurch aufgeweckt, daß eine warme weiche Hand die seinige erfaßte und von den Augen zog.

Emma stand vor ihm.

Sie sah ihn mit ihrem zaubervollen, von Rührung leuchtenden Blick lange in das thränenfeuchte Auge und hauchte dann mit einer Wehmuth, die mit allen schmerzlich tönenden Saiten seiner Seele zusammenklang:

— Ich bin auch eine Waise, und wenn ich einen Bruder hätte, so gut wie Sie, — ich würde ihn niemals verlassen!

— Und ich würde Sie lieben, wie ich Julien liebe, erwiederte er. — —

Tante Fiden kam bald zurück, unterließ es aber nicht, die Hofthür ziemlich laut ins Schloß fallen zu lassen. Als sie in die Laube trat, saß Emma wieder an ihrem Platze und Schwedt hielt ein Tuch vor die Augen, um nicht zu verrathen, daß sie von Thränen überflossen. War es alter Schmerz oder neue Seligkeit, die ihn durchbebte, er wußte es nicht. Tante Fiden aber mochte das Erstere annehmen. Sie legte tröstend ihre Hand auf seine Stirn und sagte mit Bezug auf Julien:

— Sie werden sie schon wieder finden, und was Ihr Alleinsein betrifft, so ist dies eine un-

gerechte Klage gegen die Vorsehung. Sie werden überall Menschen finden, die Ihnen wohl wollen, und hier haben Sie vorläufig uns. So lange, bis Sie Ihre Schwester oder sonst Jemand finden, der sie Ihnen ersetzt, begnügen Sie sich mit uns, ich will sagen mit einer alten Tante, die es aufrichtig gut mit Ihnen meint. Nun aber lesen sie uns Etwas vor bis Bonafides zum Abendessen kommt. Sie reichte ihm das Buch, er aber ergriff mit demselben die Hand, um sie an seine Lippen zu führen.

— So lange es noch Menschen auf der Welt giebt, so gut wie Sie, sagte er von Fiden zu Emma hinüberblickend, ist einer meines Gleichen nicht ganz vereinsamt. Wie danke ich es meinem Schöpfer, daß er mich zu Ihnen geführt!

Zog auch Nothwendigkeit Dich in die Weite,
Du fühlst's, daß ich Dir dennoch nahe bin,
Denn meine Seele gab Dir das Geleite,
Nur aus dem Aug' — doch nimmer
aus dem Sinn.

VII.

Zwei Briefe

Du hast mir verboten Dir zu schreiben, Julie. Ich habe Dir gehorcht, so lange ich es vermochte; jetzt vermag ich es nicht mehr. — Du magst mir zürnen, aber Du mußt mich anhören. Ich habe hier ein paar Menschen gefunden, die Du lieben würdest, wenn Du sie kenntest, und je mehr ich sie kennen und lieben lerne, desto mehr drängt es mich wieder zu Dir zurück. Ich habe das Gefühl, als gehörte mein Leben, mein Denken und Lieben nur Dir, als wäre es Sünde, diese Liebe mit Andern zu theilen. Ich will sie auch nicht theilen. Ich verdanke Dir Alles, und über Alles liebe ich Dich!

Ja, ich liebe Dich, Julie!

Nenne meine Liebe nicht Schwärmerei!

Des Schwärmers Liebe gleicht dem Mondenlichte, das mit seinem blassen Strahl das nächtliche Dunkel durchzittert. Dämmernde Zweifel, halbenthüllte Räthsel, — aber noch immer Räthsel bilden ihr Gefolge; sie hüpfen wie Irrlichter neckend umher, umschleiern dem Blicke das All, leuchten auf, wenn man sie zu ersticken sucht, verschwinden, wenn man sie verfolgt, machen die Welt zum Nichts, machen das Nichts zur Welt. Der Schwärmer liebt nichts, als seine Liebe, und diese lebt nur in dem verführerischen Halbdunkel, welches einen Baum als Riesen, vom Zephyr geschaukelte Blumen als tanzende Elfen erscheinen läßt. Schwärmerische Liebe ist eine phantastische Nebelgestalt der kränkelnden Seele. — Meine Liebe aber gleicht dem Gottesstrahle, der in des Herzens innerstes Leben dringt, sie ist Bewußtsein und Erkenntniß, sie ist Wahrheit und Licht in mir.

Nenne meine Liebe nicht Leidenschaft!

Ich liebe Dich mit aller Gluth meines Her-

zens, mit allem Feuer der Jugend, aber auch mit der Wahrheit der unbestochenen Vernunft, mit dem Ernst des männlichen Stolzes, mit der Ruhe des denkenden Mannes. Ich liebe Dich leidenschaftlich, und doch ist meine Liebe nicht Leidenschaft. Sie war es vielleicht, bevor sie Liebe geworden.

Wirf mir nicht wieder meine Jugend vor, Julie! Du thust mir damit am meisten weh, weil es nicht in meinen Kräften liegt, es zu ändern. Du hast länger gelebt, als ich, Du bist früher gereift, aber die wenigen Jahre, die Du mir voraus bist, haben Dich nicht älter gemacht. Das Herz bleibt immer jung, wenn es nicht in der Jugend schon alt geworden ist.

Bist Du älter als ich?

Du sagtest mir noch in den letzten Tagen unseres Beisammenseins, daß Du Deine Vergangenheit hassest, wo ich sie nicht theilte. Fange da an, die Jahre Deines Dir bewußten Lebens zu zählen, wo Dir die erste glückliche Stunde schlug, und sprich: bin ich dann jünger als Du?

Daß Du in mir, wie Du es mir oft vorwarfst,

grauen Ernst mit kindischer Einfalt gepaart fandest, ist nur Deine Schuld. — Diesen Widerspruch in meinem Wesen hätte Dein wohlthätiger Einfluß beseitigt, wenn Du es mir gestattet hättest, bei Dir zu bleiben. Das Leben hat meine Erziehung vollendet. Ich bin ein Mann geworden. Raube mir dieses Bewußtsein nicht dadurch, daß Du mich wieder zum Kinde machst.

Beantworte mir eine Frage, meine Julie!

Warum machtest Du mich zu Deinem Bruder, wenn ich es nicht wirklich bin? Und bin ich es wirklich, warum gabst Du mir nicht volle Klarheit? warum hüllst Du dieses Verhältniß in einen Nebel, der mir Deine wahre Gesinnung verdeckt und Dich mir zuweilen fast unkenntlich macht. Willst Du Deiner Liebe zu mir blos eine gesellschaftlich gerechtfertigte Form geben? und findest Du kein anderes Mittel, als wenn Du mich zu Deinem Bruder machst? Offen gestanden, begreife ich es nicht, inwiefern Du gegen Gesetz und Herkömmlichkeit handeltest, wenn Du Deine Liebe zu mir anders sanktionirtest als durch eine offenbar unwahrscheinliche

Blutsverwandschaft. — Du stehst auf der Höhe des Lebens und bist über alles kleinliche Formenwesen erhaben; wenn dies aber auch nicht der Fall wäre, hältst Du es denn für besser Dich einem Zwange zu unterwerfen, den Du nur nicht anzuerkennen brauchst, um ihn nicht vorhanden sein zu lassen, als den Gesetzen der Natur in Deinem Herzen Folge zu leisten?

Du thätest mir Unrecht, wenn Du meinem Verlangen, mich vor aller Welt als zu Dir, Dich als zu mir gehörig betrachten zu dürfen, nur jene kindische Eitelkeit zu Grunde legen wolltest, die sich darin gefällt, mit ihren Schätzen zu prunken und selbst das Kostbarste für werthlos hält, wenn sie es nicht zur Schau tragen kann. Ich leugne es nicht, daß ich stolz darauf bin, Dir näher zu stehen als alle Welt; doch ist dieser Stolz nur inneres Behagen und schließt jede Herausforderung des Neides aus. Hättest Du mich in Deinem Herzen als Bruder anerkannt, so durftest Du mich nicht wie jeden Fremden um die Gunst betteln lassen, bei Dir bleiben, oder zu Dir kommen zu dürfen, wenn

ich nach Dir Verlangen trage. Was Du mir bist, darüber bin ich mir in letzter Zeit klar geworden. Dein Bild tritt mir in jedem Moment vor die Seele, wo auch nur die leiseste Regung für ein anderes Wesen in mir aufdämmert. Was ich Dir bin, was ich Dir zu sein hoffen darf, sollst Du mir sagen! . . .

Du wirst vielleicht begierig sein, Etwas über die Personen zu hören, die ich hier kennen gelernt und die mir nach Dir die liebsten auf der Welt geworden sind. Das ist zuerst Tante Fiden. Sie hat mir die Erlaubniß ertheilt, sie so zu nennen, und ich wüßte auch gar nicht, wie ich sie anders anreden sollte. Ihre Nichte Emma ist das schönste und anmuthigste Wesen, welches ich je gesehen. Ich habe Beiden von Dir erzählt. Tante Fiden wünscht sehr, Dich kennen zu lernen, und Emma sehnt sich danach, Dir um den Hals zu fallen, und doch wissen Beide nichts Anderes von Dir, als daß ich Dich lieb habe. Aber noch eine dritte Person habe ich hier kennen gelernt. Es ist ein Mann, der meine ganze Aufmerksamkeit, mein ganzes In=

teresse in Anspruch nimmt. Er besitzt, so weit ich ihn zu beobachten Gelegenheit hatte, alle jene Eigenschaften, die den Menschenfeind charakterisiren. Er ist trocken und kalt, mürrisch, abstoßend, finster und dennoch nicht böse. In seinem Gesicht lagert ein sonderbares Gemisch von Starrsinn und Gutmüthigkeit. Es scheint, als habe er in Folge eines allzugroßen Vertrauens zu den Menschen viel von deren Bosheit gelitten. Er giebt sich Mühe sein besseres Ich zu verleugnen, aber es will ihm nicht ganz gelingen. Es ist mir nicht möglich gewesen, ihm näher zu treten; er macht sich mir und aller Welt unzugänglich, um keine Zeugen seiner inneren Kämpfe zu haben. Dabei soll er ein zügelloses Leben führen, man warnte mich vor ihm. Er ist im Verruf und dennoch zieht es mich seltsam zu ihm hin. Dieser Sonderling interessirt mich, vielleicht darum, weil er ein Sonderling, vielleicht aber auch, weil ich in seinem Charakter etwas mir selbst Aehnliches und Verwandtes finde. Sein Dasein scheint mir ebenso freudenlos, wie liebeleer.

Vielleicht hätte ich so werden können, wie er ist, hätte mein Schicksal mich nicht zu Dir geführt; — vielleicht kann ich noch so werden, wenn Du Dich von mir wendest. . .

Toni!

Ich habe Dir verboten mir zu schreiben, weil ich wollte, daß Du mein Verbot übertretest. Ich wollte Dich selbstständig machen; Du solltest mir nicht gehorchen! Grollen solltest Du mir, nicht aber schweigen. Und jetzt, nachdem Du endlich das Schweigen gebrochen, wünschte ich, Du hättest es nicht gethan.

Der beste Mensch, mein theurer Bruder, sollte einem klaren, ruhig hinfließenden Bache gleichen. Jede, auch nur die unbedeutendste seiner Handlungen, sollte wie ein Steinchen aus dem klaren Gewässer, aus dem Grunde seines Charakters herausschimmern. Solch einen Menschen und solch einen Bach giebt es nicht — oder beide sind nicht tief.

Der leidenschaftliche Mensch gleicht einem Sturzbache: schön aus der Ferne, gefährlich in der Nähe. Der Verschmitzte gleicht dem gefährlichen Strudel, dessen Nähe man nicht früher ahnt, als bis man in die Nacht des Todes hinabstürzt. Der Dumme gleicht einem stehenden Teiche. Der Gemeine einem Sumpfe. Dein Charakter, mein Anton, gleicht dem lebendigen Quell, der sich nährend und erfrischend über lechzende Gräser und duftige Blumen ergießt. Kind, wie bist Du lieb! — Ich ahnte nur das Vorhandensein alles Guten in Dir und machte trotz Deiner vielfachen Widerspenstigkeit Versuche, es aufzufindeu. Ich hätte mich in Dir täuschen können; aber dies wäre mir, die ich an mancherlei Täuschungen im Leben gewöhnt bin, weniger unerwartet gewesen, als der glänzende Sieg, den ich errungen. Ich hatte kaum eine einzige melodische Saite in Deinem Herzen gefunden und berührt, und schon tönten mir eine Menge wildharmonischer Klänge entgegen; ich hatte es kaum versucht, den Flügel Deines Geistes zu lösen, und schon schwang er sich zu

einer Höhe empor, der ich kaum zu folgen vermochte. Mit unaussprechlichem Entzücken lernte ich in Dir die Wahrheit des Gedankens, die Reinheit des Gefühls kennen. Du zeigtest mir die Natur im Menschen in ihrer schmucklos reichen Schöne. Ich habe mich an der ausströmenden Gluth Deines Herzens gewärmt und habe in trunkener Seligkeit mich selbst vergessen. So lange die Nachempfindungen meiner erstorbenen Gefühle noch in mir lebten, behielt ich Empfänglichkeit für das Glück, welches Du mir schufst. Aber auch diese letzte Erinnerung wäre erstorben; Du hättest dann Deine jugendliche Liebe an einem Marmorbilde vergeudet — und ich hätte Dich hassen müssen, weil ich Dich nicht mehr lieben konnte. Ich habe Dich um Deiner selbst Willen von mir entfernt; so sehr liebe ich Dich, daß ich Dein Leben nicht durch das meinige trüben wollte. Ich habe Dir und mir das größte Opfer gebracht... Noch weißt Du nicht, was es heißt, nur ein Wesen auf Erden haben, das man liebt und ehrt, und dieses Wesen von sich stoßen müssen. Ich bin

nicht mehr werth, Dir das zu sein, was ich Dir sein konnte und wollte. Bleibe mir fern, mein Herzenskind, und schreibe mir nicht eher, als bis Du nicht anders kannst!

Ja, Du bist wirklich mein Bruder! und das ist Alles, was ich Dir sagen kann. Als ich Dich vor vier Jahren an mein Herz zog und Dich warnte, es nie zu vergessen, daß ich Dir Schwester sei, da wußte ich es nicht, daß ich selbst noch in die Gefahr kommen könnte, es zu vergessen. Damals liebte ich einen Mann und glaubte mich von ihm geliebt. Er riß sich von mir los und lehrte mich dadurch erkennen, daß ich — nichts verlor. Möge ihm Gott vergeben, wie ich ihm vergab! möge er es sich selbst vergeben, daß er das aus mir gemacht, was ich geworden! Ich glaubte damals noch an eine ewige Liebe. Ewigkeit nannte ich die kurze glückliche Stunde, in welcher ein neckender Traum mir ein liebliches Bild vom Leben zeigte. Ewigkeit! Ich könnte lachen und weinen über meine Thorheit. Mit meinem Blick wollte ich die Grenzen des Himmels fassen und grollte nach-

her nicht meiner Kurzsichtigkeit, sondern dem Himmel, weil er mir unfaßbar, unerreichbar blieb. Der einzige Mann, dem ich mich gab, wie ich bin, hat mich mit Füßen getreten. Ich zog mich in mich selbst zurück, und das einzige Gefühl, welches meine Lebensgeister wach hielt, war Haß, Rache, oder sonst ein Etwas, für welches ich keinen Begriff habe, weil ich auch nicht wußte, wen es treffen sollte. Auch der Arzt, dessen Du Dich erinnern wirst, der sich damals Deiner und meiner so freundlich annahm, gab mich von der Stunde auf, wo ich mich weigerte, sein Weib zu werden. Es blieb mir nichts auf Erden, als Du. Und auch Dich mußte ich von mir stoßen, weil Du mir zu theuer warst, um es Dich mit ansehen zu lassen — —

Erlaß es mir, Dir Geständnisse zu machen, die vielleicht geeignet wären, mich auch Dir für alle Zeit zu entfremden. Ich wurde so bitter und höhnisch gegen meine Mitmenschen, daß selbst die Lorbeerkränze, mit denen sie mich überschütteten, mich kalt und theilnahmlos ließen.

Vor Jahren, damals als ich keine andere Sorge kannte, als die, um Dich, als mein Herz noch rein von Mißtrauen war, als ich noch alle meine Wünsche und Hoffnungen in die Kunst setzte, da war mir mein Beruf Trost und Ersatz für alles Leid. Aber ich habe an der Kunst gefrevelt, daß ich sie meiner Liebe hintan setzte, und sie zum Mittel machte, um für die Wünsche meines Herzens Befriedigung zu finden. Ich habe sie ihrer Heiligkeit beraubt und sie rächt sich jetzt an mir. Sie gewährt mir in meiner Verlassenheit weder Trost, noch Befriedigung. Sie hat mich einst getragen und gehoben; jetzt ist sie kaum im Stande, mich aufzurichten, wenn der Schmerz mich danieder drückt. Sie hat für mich die Weihe verloren und ich fühle es nur zu deutlich, daß selbst meine besten Leistungen nicht inspiriren, weil mir selbst die Inspiration fehlt. Man bewundert mich, aber man liebt mich nicht mehr. Mir fehlte, um auf der Höhe meines Berufs zu bleiben, ein treues Herz. Die Männerwelt, die mir zu Füßen lag, haßte ich, so wie sie mich von dem Augenblick haßte,

wo ich ihr den Rücken kehrte. Wärest Du nicht mein Bruder gewesen, oder hätte ich nur einen Menschen gefunden, Dir ähnlich, mein Toni, und wäre er auch so jung oder jünger gewesen, als Du, ich hätte ihn gegen Form und Konvenienz mit heißer Leidenschaft an mein Herz gerissen. Meine Sehnsucht nach einer reinen Liebe eines reinen Menschen war so groß, daß ich in meiner trunkenen Lust sie gefunden zu haben, nochmals den Kampf mit den Verhältnissen aufgenommen, nochmals in einen Abgrund von Irrthümern getaumelt wäre, aus welchem das Hohngelächter der Welt mich nochmals gezogen hätte... Muß ich Dir noch mehr sagen, um Dich glauben zu machen, daß Du wirklich mein Bruder seist?

Glaubst Du, daß ich mich gescheut hätte, über die von der Gesellschaft gezogenen Bahnen hinweg, meinen eigenen Weg zu verfolgen? Gewiß nicht! Den Kreuzwegen und Fallen der Convenienz entgeht man am besten, wenn man auf geradem Lebenswege mit verbundenen Augen einhergeht, um den scheelen Blicken niedriger

Formenhelden nicht zu begegnen. Das Gewinsel des kriechenden Gethiers, welches man auf dem Pfade natürlicher Wahrheit zertritt, muß man verachten lernen. Die öffentlichen Sittenrichter schleichen bei Nacht und Nebel auf allen Kreuzwegen umher, auf denen man ihnen am Tage nicht begegnen darf. Nie hätte ich es vermocht, unwahr zu sein, oder mich selbst zu verläugnen, aus Rücksicht für blinde soziale Formen oder schielende konventionelle Sittengesetze. Es waren höhere Interessen und wichtigere Motive, die mich veranlaßten, in früherer Zeit dem allgemeinen Urtheile Rechnung zu tragen. Nachdem diese Rücksichten gefallen waren, schämte ich mich vor mir selbst, mich ihnen sklavisch untergeordnet zu haben, und meine Erbitterung gegen Alles, was man guten Ruf nennt, wurde so groß, wie ehedem die Aengstlichkeit, mit der ich meinen Namen zu wahren suchte. Man deutete mit Fingern auf mich, obgleich ich mich einkapselte und in das Schneckenhaus meiner Ehre verkroch; man verdächtigte mich gerade darum, weil man nicht

den entferntesten Grund zu irgend einem Verdacht hatte. Als auch der Mann meines Herzens an mir zu zweifeln anfing, da zerriß ich Alles, was mir vorher heilig war. Ich habe aus keinem andern Grunde, als weil es mich zum Kampfe drängte, Alles mit Füßen getreten, was man Form und Sitte meint. In meinem Innern blieb ich unantastbar und unangetastet, wie ich es war und bleiben will; nach außen hin aber suchte ich den bösen Schein, den ich vordem so sorgfältig gemieden. Es war ein krankhaftes Verlangen in mir; ich stürmte von einem Extrem zum andern — und bin darüber alt geworden.... Ich habe im Kampfe mit der geselligen Form, im Kampfe mit einem Schatten meine Jugend, meine Liebe, mein Lebensglück und meine Kraft verloren und nichts errungen. als das Bewußtsein meiner Schwäche und eine grenzenlose Verachtung für meine Verächter.

Begreife es nun, daß in dieser Einöde meines Herzens ein liebendes Wort von Dir mich trunken und überschwenglich glücklich machen muß! Daß Du durch die Liebe Ande-

rer an mich erinnert wirst, macht mich schon glücklich, obgleich ich Deine Selbsttäuschung klar erkenne. Ich begnüge mich damit, daß Du alle Diejenigen mich lieben lehrst, die Du liebst.

Deine Liebe ist weder Schwärmerei noch Leidenschaft. Sie ist in der Weise, wie Du sie für mich zu empfinden glaubst, ein Nichts, ein Hirngespinst, ein blasser Gedanke... Es giebt eine Zeit — auch ich hatte sie — wo in der unverdorbenen Menschenbrust die Sehnsucht nach Liebe rege wird. Das ist jene Zeit, in welcher das Herz krampfhaft erfaßt, was ihm Verwandtes nahe ist. Herangewachsene Söhne lernen zuerst ihre Mütter, reifende Töchter ihre Väter lieben; auch zwischen Bruder und Schwester entspinnen sich in dieser Zeit innigere Beziehungen, die zu vertrauensvollen Mittheilungen führen. Das währt so lange, bis die wahre Liebe, die bis dahin nur in unbestimmten Ahnungen gelebt, in undeutlichen Tönen erklungen, mit vollem feierlichen Glockengeläute in die Seele einzieht. Ich will der Entwickelungsgeschichte Deines Herzens nicht vorgreifen, aber daß Du mir jetzt, in Dei-

ner jugendlichen Ueberschwenglichkeit, Deine Liebe erklärst und zu diesem Zwecke abermals den Bruder verläugnen willst, beweist mir, wie gerecht meine Muthmaßung ist. Du wirst das Weib namenlos glücklich machen, welches Du mit Deiner ganzen Liebe umfängst, und: glücklich machen heißt in der Liebe auch: glücklich sein.

Was Du mir bist, willst Du wissen? Ich könnte Dir sagen: Alles! aber mit mehr Berechtigung, mit mehr Wahrheit als Du. Wärst Du fortwährend um mich gewesen, oder hätte ich Dir auch nur in diesen letzten unglücklichen Tagen meines Lebens so oft geschrieben, wie ich es in Gedanken that, ich hätte Dich durch meine Liebe verwöhnt, verweichlicht. Daß ich mich in diesem Punkte nicht beherrschen kann, ersiehst Du schon aus dem Ton dieses Schreibens. Aus allen Widersprüchen desselben wird Dir nur Eines klar geworden sein: daß ich Dich glühend liebe. Ich danke es Dir nur, um Deiner selbst willen, daß Du so lange geschwiegen. Unabhängig von mir und meinem Einflusse konntest Du Dich, Deiner Natur gemäß, männlich

entwickeln. Daß Du mich deshalb nicht vergessen, daß Deine brüderliche Zärtlichkeit für mich unwandelbar ist, fühle ich zu deutlich am Pulsschlag des eigenen Herzens. Wenn Du mich rufst, fliege ich zu Dir, aber rufe mich nicht, bevor Du nicht irgend einen entscheidenden Schritt thust, der meine Anwesenheit nothwendig macht. Ich knüpfe mit Freuden meine ganze Zukunft an die Deinige und wenn ich Dir dereinst in meinem Alter lästig falle, schicke mich fort. Wenn ich von Dir gehen kann, gehe ich; wenn nicht, so mußt Du mir ein Plätzchen gönnen, wo ich bei Dir sterben kann, wenn ich nicht mit Dir leben soll. Bis jetzt hat Dich auf Erden kein Mensch so lieb, wie ich. Es wird vielleicht bald anders kommen... Grüße Emma von mir und bitte Deine Tante Fiden, mir ein paar Zeilen zu schreiben. Du kannst ihr auch, wenn Du willst, meinen Brief zu lesen geben. Gott erhalte Dich ihnen und Deiner

Julie.

Und Menschen messen den Raum und das All
Nach ihrem winzigen Erdenball;
Das Gestern und Heute nennen sie Zeit,
Das Morgen nennen sie Ewigkeit,
Und Welten und Sterne und Sonnenschein,
Für sie nur soll Alles geschaffen sein!
Sie theilen die Scholle, wie's ihnen gefällt
Und nennen sich weise Beherrscher der Welt.
Allmächtig sind sie in ihrem Wahn
Und machen selbst Gott sich zum Unterthan.
Ich bleibe, um Herr meiner selber zu sein
Allein. —

VIII.

Ein bekehrter Menschenfeind.

Anton konnte der Sehnsucht, Grosser näher kennen zu lernen, nicht widerstehen. Mehrfache Versuche, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen, welches nicht eben vorliegende Geschäftssachen betraf, blieben zwar fruchtlos, denn Grosser wich jeder Gelegenheit einer Unterhaltung aus; trotzdem wußte Anton seine Wohnung zu erfahren und besuchte ihn eines Sonntag Vormittags.

— Ich komme, auf die Gefahr hin, von Ihnen für zudringlich gehalten zu werden, sagte er — aber ich kann nicht anders, weil es mich

drängt, Sie kennen zu lernen; ich will damit sagen, Sie anders zu finden, als man Sie schildert.

— Wenn man Sie in der Absicht zu mir geschickt hat, mich zu belauschen, so bringen Sie den Rapport zurück, daß Sie mich genau so gefunden haben, wie man es sich denkt. Ich hätte es von Ihnen nicht geglaubt, daß Sie sich für schlecht genug halten, den Spion von Spionen zu machen.

— Ich habe auf keinen freundlichen Empfang von Ihnen gehofft, daß Sie mich aber mit kränkenden Verdächtigungen gegen meine Ehre empfangen würden, darauf war ich nicht gefaßt, erwiederte Anton erblassend. — Es zog mich nichts zu Ihnen, als das Verlangen Ihnen Etwas sein zu dürfen, wenn Sie mich für werth genug hielten, Etwas in mir zu suchen. Es hat mich Niemand gesandt, ich werde es auch Niemand verrathen, daß ich bei Ihnen gewesen, und in welcher Weise Sie mir einen zweiten Besuch unmöglich gemacht haben. Ich glaubte in unserem gemeinsamen Berufe, in unserer verwandten Thätigkeit eine Berechtigung zu finden,

Sie aufzusuchen. Sie wollen diesen Vorwand nicht gelten lassen und ich bedaure aufrichtig, Sie gestört zu haben. Mit diesen Worten ging Anton, ohne eine Gegenrede Grosser's abzuwarten.

Aber schon im Laufe der Arbeitsstunden der folgenden Tage war Grosser gesprächiger, als bisher. Und je zurückhaltender Anton blieb, desto zuthunlicher wurde Jener. Am nächsten Sonnabend schon lud Grosser ihn ein, am andern Morgen zu ihm zu kommen.

Anton nahm die Einladung schweigend an, und kam zur festgesetzten Stunde. Seitdem brachten sie jeden Sonntag Vormittag zusammen zu und auch an Abenden, an welchen Tante Fiden und Emma außer dem Hause waren, machten sie gemeinschaftliche Spaziergänge.

Es war wieder an einem Sonntage, als Anton das Amorettenhaus verließ, um Grosser aufzusuchen.

Grosser zählte nicht ganz vierzig Jahre. Seine Gesichtsfarbe war blaß, seine Stirn gefaltet, der Blick düster und der ganze Ausdruck des Gesichts streng verschlossen, fast unheimlich finster. Er saß an einem, mit Büchern

und Papieren bedeckten Tisch, das Haupt auf beide Hände gestützt, und schien in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen, oder über den Inhalt desselben nachzudenken, denn sein Auge haftete seit geraumer Zeit auf einer Zeile. Zuweilen, aber nur auf Augenblicke, leuchtete ihm eine freudige Regung im Gesichte auf, aber gleich darauf zogen sich die Augenbrauen düster zusammen und ein unwilliges Zucken der Mundwinkel schien jede warme Regung als unwillkommen hinweg zu wünschen. Anton war geräuschlos eingetreten, und Grosser, ihn gewahrend, erhob sich plötzlich mit den Worten:

— Nein, nein, ein Knabe soll mich in meinen Grundsätzen nicht wankend machen! Eine Ueberzeugung, die ich mit meinem Lebensglück erkauft, kann nicht dem Einflusse eines Unmündigen weichen, der sich einbildet, unglücklich gewesen zu sein, weil er in seiner Kindheit hilflos und verlassen geblieben. Junger Mensch, das Unglück lernt man nicht im Alleinsein kennen! Die Menschen, mit denen Du umgehst, sind es, die Dich unglücklich machen. Durch sie erst

erkennst Du, wie Du bist und wie Du hättest werden können, wenn sie Dich nicht in Deiner Entwickelung gestört, wenn nicht Täuschungen, die Du an Dir und ihnen erfahren, Dich von jeder erklommenen Stufe zur Vollkommenheit zurückgedrängt hätten! Du willst aus Deinem Leben heraus ein neues für mich schaffen? Armer Verblendeter, Du weißt nicht, wie groß Du sein müßtest, um mir allein das zu geben, was die ganze Menschheit mir genommen!

— Ganze Menschheit? fragte Anton. Meinen Sie damit die Wenigen, mit denen Sie im Leben zusammentrafen, die vielleicht zu unbedeutend oder zu verschiedenen Charakters waren, um Sie zu verstehen und von ihnen verstanden zu werden. Wollen Sie der ganzen Menschheit das zur Last legen, was Einzelne an Ihnen verschuldet? — Und zugegeben, daß Sie Keinen, gar Keinen finden konnten, der mit Ihnen vollständig übereinstimmte, sind Sie darum berechtigt, Alle zu verdammen? Welche Verpflichtungen hatten die Menschen gegen Sie und welches Uebergewicht glauben Sie, über dieselben erlangt

zu haben, wenn Sie sie darum verachten oder hassen, weil sie anders geartet sind als Sie? Man kann nur aus Eitelkeit ein Misantrop werden! Man hat vielleicht Ihre Vorzüge nicht gewürdigt, weil Sie nicht die Fähigkeit besaßen, sie in das passende Licht zu stellen. Man hat Ihr Herz und Ihre Gesinnungen verkannt, weil Sie noch nicht auf Menschen stießen, die über Ihre grollenden Ansichten hinweg bis zum Kern Ihres Wesens drangen. Suchen Sie die Schuld in sich selbst, und Sie werden gegen sich und Ihre Mitmenschen gerechter werden.

— So wie Sie jetzt, so dachte auch ich einst, erwiederte Victor mit gedämpfter Ruhe. Sie haben die Welt nur aus der Entferuung betrachtet; ich lernte sie näher kennen. Sie wissen nicht, daß hinter dem bunten Schimmer erkünstelter Theilnahme nichts, als kalte Gefühllosigkeit wohnt; daß überall die schwärzeste Selbstsucht, der gierigste Eigennutz haus't. Sie halten sich für unglücklich in Ihrer unbefriedigten Sehnsucht, die Menschen näher kennen zu lernen, mit ihnen in Berührung zu kommen. Ihr ver-

meintliches Unglück wollte ich gerne mit der letzten Hälfte meines Lebens erkaufen. Man wird nur aus verletzter Eitelkeit ein Menschenfeind, glauben Sie, und suchen darin die Ursache meiner Zurückgezogenheit? Forschen Sie besser nach und Sie werden mitten in dem Gewühle des großen Lebens Tausende von Menschenfeinden finden, die es nicht aus verletzter Eitelkeit, sondern aus schmutzigem Geiz, thierischer Selbstsucht, Glaubensdummheit, zum größten Theil aber aus unbefriedigter, oder übersatter Genußsucht geworden sind. Ich bin weder eitel noch ein Menschenfeind. Ich hasse die Menschen nicht, ich meide nur den Verkehr mit ihnen, weil der letzte Funke reiner Liebe in der Verkehrtheit der Zivilisation erloschen, weil ich in jedem der mir Begegnenden einen höheren oder geringeren Grad von Menschenhaß angetroffen habe.

— Sie sprechen dem Menschen jedes bessere Gefühl auf eine Weise ab, die mich, wenn ich Sie nicht anders hätte kennen lernen, zum Glauben berechtigte, als ob der Mangel desselben sich zuerst in Ihrem eigenen Herzen fühlbar

gemacht hätte. Der Blinde nur leugnet das Dasein des Lichts hinweg; nur der Thor kann Alles thöricht finden. Der Trunkene sieht die Welt um sich her taumeln, während er grade und sicher zu gehen glaubt. Diese Beurtheilung der äußern Welt geht aus dem natürlichen, jedem Menschen innewohnenden Egoismus hervor, der Alles bekämpft oder hinwegleugnet, was seine Existenz gefährdet. Hätten Sie, ohne sich selbst zum Maaßstab zu nehmen, ohne Rücksicht auf sich selbst die Menschen beurtheilt, Sie hätten sie anders gefunden.

Grosser ging nachdenkend im Zimmer auf und ab und Anton fuhr im gemilderten Tone fort.

— Ich bin weit entfernt, Ihnen die Empfänglichkeit für das Bessere absprechen zu wollen, ich müßte es fast für vergebene Mühe halten, Sie von Ihrem Irrthum abzubringen. Ich habe im Gegentheil die feste Ueberzeugung, daß ein hoher Grad von Menschenliebe in Ihrem Herzen brennt und daß Sie sich Mühe geben müssen, diese oftmals auflodernde Flamme zu dämpfen.

Sie haben sich, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, vorgenommen, ein Menschenhasser zu werden. Sie würden sich dabei aufreiben, weil der Kampf Ihrer verkehrten Ansicht gegen die mächtige innere Natur ein zu ungleicher ist.

— Ich wiederhole Ihnen, ich hasse die Menschen nicht, ich verachte sie nur.

Anton lächelte. Sie beweisen mir gerade durch diesen Widerspruch, wie viel besser Sie sind, als Sie es scheinen wollen. Vergessen Sie nicht, daß man weit über den Haß hinweg erst zur Verachtung gelangt. Sie müßten die Gerechtigkeit der ewigen Gesetze, die Weisheit der Erdschöpfung hinweg leugnen, wenn Sie deren vorzüglichstes Geschöpf verachten lernen wollten.

— Ich will meinen Worten auch nicht diese Deutung beilegen, erwiederte Victor nachgebend, und nahm Anton gegenüber seinen Platz wieder ein. — Ich würde durch Ihre Erscheinung allein in meiner Ueberzeugung erschüttert werden. Für den Einzelnen aber ist ein kleiner Kreis eine Welt; man behält, wenn man seine Liebe an

Wenige vergeudet, für die Gesammtheit nichts übrig.

— Auch hierin muß ich Ihnen widersprechen. Des Menschen Herz, wenn wir dies als den Quell des Gefühls betrachten wollen, vergrößert und bereichert sich um so mehr, je mehr es giebt. Die Liebe ist Naturgesetz und Lebensbedingung des Herzens. Dieser Quell bleibt ewig frisch; er wirkt wohlthätig erquickend, nicht nur auf alle Diejenigen, die er in seinem Laufe berührt, sondern noch weit mehr auf das eigene Sein zurück. Nur, wer seinen Liebesborn gewaltsam verstopft, macht sein Herz zum Sumpfe. In dieser Athmosphäre gedeiht die Selbstsucht am besten und nur in der ausgeprägtesten Selbstsucht gedeiht der Menschenfeind. Ich gebe Ihnen hier in etwas veränderten Farben ein Bild, welches mir Tante Fiden — ich will sagen, Fräulein Silberhorn, von unverheiratheten Frauen entwarf. Ich kenne diese Sorte Menschen zu wenig, um zu entscheiden, in wie fern sie recht hat. Daß Sie aber unrecht haben, sich zu einem verstockten Egoisten zu machen, fühle ich zu deutlich.

— Wenn sich in Ihrem Gleichniß das Bild der Wahrheit spiegelt, erwiederte Grosser, ohne die Anspielung auf Tante Fiden zu beachten, so wäre nur der ein Menschenfeind, der sein Herz nie einer warmen Regung erschlossen hat. Welchen Namen aber haben Sie für den Unglücklichen, der den ganzen Reichthum seines Herzens, die ganze Fülle seines Gemüths an Unwürdige verschwendete, der für seine Liebe mit Abscheu verstoßen, verschmäht, verrathen wurde? Grosser sprach diese Worte mit umflorter, bebender Stimme.

Anton schwieg von Rührung überwältigt.

Grosser verdeckte sein Gesicht mit beiden Händen und fuhr halb im Selbstgespräch fort:

— Ich bin in tiefster Armuth aufgewachsen; mit Noth und Entbehrung kämpfend, schleppte ich ein freudenloses Dasein hin und doch habe ich früher, trotz meines bittern Elends, nie an menschlicher Liebe gezweifelt. Warum dachte ich, sollte die Vorsehung grade mir diese glühende Sehnsucht nach einem gleichgestimmten Gemüthe, nach einer innigen Vertraulichkeit gegeben haben, während sie die Herzen Anderer mit einer Eisrinde

unumpanzerte! Wenn ich in meinem rastlosen Streben nach Kenntniß der Menschen und der Natur in ihnen auf Härte und Selbstsucht stieß, dann überredete ich mich, daß ich nur die äußere Kruste getroffen und den liebereichen Kern nicht aufgefunden hatte; daß auch Härte und Selbstsucht vorhanden sein müßten, nur um den Gegensatz zur Opferfähigkeit und zur allgemeinen Menschenliebe zu bilden, daß sie vorhanden sein müßten, wie die Trauer und wie die Nacht, um den Genuß der Freude und des Lichts zu erhöhen. Mein Glaube an die Menschheit konnte durch keine Störungen wankend gemacht werden. — Jetzt ist mein Glaube und meine Liebe und meine Hoffnung — Alles — Alles begraben.

— Dem ist nicht so, dem darf nicht so sein! Sie müssen erkennen, daß es auch bessere Menschen giebt. Ich weiß es, daß Bonafides Sie sehr hoch hält.

— Wohl, so lange er mich braucht und meine Kraft abnutzt.

— Ich bin überzeugt, sagte Anton zaghaft leise, daß nur Ihr Mißtrauen Sie die aufrich-

tige Theilnahme von Bonafides nicht sehen läßt. Ich kann Ihrem verfinsterten Unglauben nichts mehr entgegenstellen, als mich selbst. Fragen Sie sich, ob auch ich nur aus Selbstsucht mich zu Ihnen drängte? Was kann ich von Ihnen wollen, was können Sie mir geben? Und doch, verschaffen Sie mir Gelegenheit, Ihnen einen großen Dienst zu erweisen; verachten, verstoßen Sie mich dann; bekommen Sie nur Ihren Glauben an die Menschheit wieder und ich bin reichlich belohnt. Anton stockte, die Stimme versagte ihm.

Es trat in der Unterhaltung eine lange, peinliche Pause ein.

— Sie sind wohl sehr glücklich? fragte Grosser, ihm über den Tisch hinweg die Hand entgegenstreckend — und möchten mir von dem Reichthum, den Sie besitzen, ein kleines Almosen geben.

— Wie vermögen Sie es über sich, mit solch grausamer Lust im eigenen Herzen zu wühlen! Ein Almosen? Bei meiner armen Seele, Nein! Wollten Sie Alles hinnehmen, was ich an Liebe und Glück besitze, ich gebe es Ihnen gerne für die Lust, einen Menschen von Ihrer Bedeutung

dem Leben wieder gewonnen zu haben. Ich würde bald wieder erlangen, was ich Ihnen gab. — Ich glaube an das Gute und finde es deshalb auch leicht. Lernen Sie nur einen einzigen Menschen lieb haben, nur einen Einzigen! und Ihr Herz wird sich sicherlich allem Schönen und Guten erschließen. Auch ich liebte nur ein Wesen auf Erden, ich liebte es mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele, und weil ich so erfüllt war von Liebe, lernte ich auch andere Menschen finden. —

— Schweig, junger Mensch! unterbrach ihn Victor mit bebender Stimme und ausbrechender Leidenschaft, — schweig und eile fort von mir, bevor mein böses Wort wie ein vergifteter Pfeil Dir ins Herz fährt. Gieb mich auf, Du Unglücklicher! ich könnte sonst in Versuchung gerathen, das ganze Gewebe von Täuschungen, mit denen Du selbst und Andere Dich umgarnt, zu zerreißen. — —

Du willst nicht gehen? Du hältst Dich für fest und unerschütterlich in Deiner Liebe! — O! so kann es nur ein Weib sein, das Dich bethört! Sie hat es Dir wohl gestattet, einen Blick in

den Tugendspiegel ihrer Seele zu werfen? Dieser Glanz! diese Reinheit! hast Du ausgerufen. — Es war Blendwerk. — — Sie hat den ganzen Reichthum ihres Herzens und Geistes vor Dir entfaltet? Du hast sie angestaunt und bewundert! — Dieser Reichthum war erborgt! — — Sie hat Dich hinabgeführt in die Tiefe ihres Gemüths, hat Dir ihre leisesten Empfindungen enthüllt? Du warst entzückt, Du warst gerührt! — Nichts als Trug! — — Oder hat sie Dir ihre Vorzüge zu verbergen gesucht? War sie unbefangen? Hast Du sie bei einer edlen Handlung überrascht? Sie ist erröthet; — Berechnung, nichts als Berechnung! Armer Verblendeter! Du bist betrogen, so wie Alle betrogen werden, so wie ich betrogen wurde, betrogen von diesem Weibe, welches ich liebte und welches ich aus meinem Herzen reiße, wie ich das Bild zerreiße, das sie mir in den Stunden des Glückes mit dem Schwur unverbrüchlicher Treue gegeben. Bei dieser, in immer gesteigerter Heftigkeit ausgestoßenen Rede, riß er den Schrank auf und holte ein ganz vergilbtes

Blatt heraus, welches er Anton vor die Augen hielt, dann in Stücke riß und mit Füßen trat. Es war Juliens Bild als Käthchen von Heilbron...

Anton wankte hinaus und stürzte am untersten Treppensatz betäubt zusammen.

— — — — — — — — —

Diese Röthe auf den Wangen
Ist der Liebe schöne Farbe,
Ist der Liebe süß Verlangen.

Thränen sind ihr Wonnezeichen;
Jubel deutet Dir ihr Beben;
Wehmuth ist ihr Zugeständniß;
Seufzen ist ihr volles Leben.

IX.

Von Leid zu Lust.

Im Büreau des Justizrath Bonafides war seit einigen Tagen eine außerordentliche Veränderung vorgegangen. Der Geschäftsführer und Stellvertreter des Justizraths, Assessor Grosser, ging wie ein Träumender umher. Er kam zwar mit gewohnheitsmäßiger Pünktlichkeit aufs Büreau, stand auch hinter seinem Pulte und schrieb, Bonafides aber hatte ihm heimlich alle Akten, die einer Erledigung bedurften, weggenommen; denn in einer Klagebeantwortung, die Grosser auszuarbeiten hatte, fand sich folgendes Blatt:

„Welchen Ersatz kann ich ihm für den Wahn des Glückes bieten, dessen ich ihn be-

raubte? Und ist das Glück überhaupt etwas Anderes als Wahn? Wie Viele mögen den Kulminationspunkt ihrer Wünsche in einem Ziele suchen, welches ich mit Abscheu von mir gestoßen! Wie Viele mögen mich noch beneiden und wie Viele finde ich beneidenswerth, die in ihrem Innern noch elender sind als ich! Ja, das Glück ist nur Wahn! Es besitzt es Jeder, der es zu besitzen glaubt, und doch besitzt es Keiner, weil er es weder zu behaupten, noch sich dessen zu entäußern vermag. Warum aber dem Glücklichen diesen Wahn nehmen! — Das ist der verächtlichste Menschenhasser, der Andern das mißgönnt, was er selbst nicht besitzen kann! — Und doch habe ich vom Leben nichts verlangt, als eben nur diesen Wahn. Warum rüttelte der erste Zweifel mich wach; warum mußte ich zur Erkenntniß gelangen, warum mußte ich lichte Wahrheit finden, da nur in dem Dämmerscheine des Wahns das Glück möglich ist? Warum mußte ich es auch wissen, daß ich verrathen ward! —

Oder sollte ich wirklich die Schuld in mir

selbst zu suchen haben, sollte ich die Fähigkeit nicht besitzen, glücklich zu sein? Ist das Glück nur Wahn, was kann das Unglück mehr sein, als Wahn. Muß ich nur den Einen aus dem Herzen verdrängen, um den Andern einziehen zu lassen; brauche ich nur glücklich sein zu wollen, um es zu werden?

Ich wollte vom Glück nichts als ein Herz. Ich wollte nur lieben können, warum konnte ich es nicht! —

Ich bin kein Menschenfeind. Der Liebesborn in meinem Herzen ist weder versiegt, noch zum Sumpfe geworden. Ich will ihn wieder strömen lassen, ich will wieder lieben — ich will Dich lieben, Anton. —"

Anton lag krank darnieder. Er hatte sich bei seinem Sturze gegen das Treppengeländer den Kopf nicht unerheblich verletzt. Aber viel tiefer als die erhaltene Wunde war der Schmerz über das, was er durch Victor erfahren. Noch ahnte er den Zusammenhang nicht. Eines nur war ihm klar: nämlich daß Julie Schuld an Grossers zerstörtem Gemüthe war. Ob er sie

mit Recht, ob mit Unrecht anklagte, darüber wagte Anton gar nicht nachzudenken; aber ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß Juliens Wesen wohl geeignet sein dürfte, heftige Kämpfe, auch sogar einen unwiderruflichen Bruch herbeizuführen. Jetzt erst tauchte auch in ihm die Frage auf, wie es wohl käme, daß er in Juliens Liebe nie einen Ruhepunkt fand; daß sie ihn vielmehr im ewigen Wogen von einem Extrem zum andern drängte. Zum ersten Male seit jener Szene bei Grosser erwachte in ihm ein Zweifel an der unantastbaren Größe, an der Unfehlbarkeit Juliens und ohne zu wissen warum, nahm er Partei für Grosser. Es war das Unglück, welches ihm Interesse einflößte. Julie schien, wie ihr Brief es sagte, in ihrem Ruhme, in einem bewegten Leben, wenn auch nicht Ersatz, doch Zerstreuung gefunden zu haben. Grosser war doppelt elend in seiner Einsamkeit.

Antons Gemüthsstimmung war wenig geeignet, seine Heilung zu fördern; und Tante Fiden, welche ihn von dem Augenblicke, wo man ihn bewußtlos ins Haus gebracht, in den ersten Ta-

gen fast nicht verließ, hatte alle Mühe, seinen Tiefsinn zu bekämpfen. Er beobachtete ein hartnäckiges Stillschweigen über das, was vorgefallen war und im Amorettenhause ging das Gerücht umher, er sei mit Grosser bei einer Orgie gewesen, habe Händel angefangen und sei im trunkenen Zustande heimgebracht worden. Wilhelm, der Erfinder dieses Märchens, vertraute es unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit dem idealsuchenden blonden Heinrich an. Der Maler vertraute es dem Doktor Ohnetuch und durch dessen Frau erfuhr es Madame Dörffle; durch Madame Dörffle die ganze Stadt, das ist sämmtliche Personen, die Anton kannten. Auch Tante Fiden war das Gerücht zu Ohren gekommen, aber sie glaubte ihm nicht. Anton zu Liebe versäumte sie sogar ihre Musikstunden und wunderbar genug war es, daß Bonafides ihr Verhalten durch mancherlei Zeichen von Anerkennung billigte und belobte. Die erste Nacht hatte sie schlaflos an Antons Lager zugebracht. Er wußte es in seinem Zustande kaum, daß er von Viertelstunde zu Viertelstunde

kalte Umschläge bekam; und daß Tante Fiden seine Pflegerin war, erfuhr er erst nachträglich. Seine wenig ernst gemeinten Bitten, ihn seinem Schicksale zu überlassen, oder seine Pflege, wenn er deren bedürfte, der willfährigen Frau Seegassner zu überlassen, beantwortete sie mit stillem Lächeln. Sie dachte an Alles; wußte Alles, was ihm fehlte; sprach mit ihm, wenn ihm Zerstreuung Noth that und schwieg, wenn er der Ruhe bedurfte. Mit den feinen Gefühlfäden weiblichen Scharfsinns, für welche wir Männer keinen Maßstab, ja kaum das Verständniß haben, errieth sie, was im Herzen Antons vorging und einzelne Worte, die er in seinem Halbschlaf fallen ließ, gaben ihr in dunklen Umrissen ein Bild dessen, was zwischen ihm und Grosser vorgefallen. Daß der lebensscheue Finsterling den lebhaftesten Antheil an Anton nahm, erkannte sie deutlich genug an Bonafides' Benehmen. Daß auch dieser den ungefähren Zusammenhang muthmaßte, war nicht schwer zu errathen. Der Justizrath hatte Anton sogar besucht; selbst Grosser war zweimal dagewesen, hatte aber un-

glücklicher Weise Anton immer schlafend gefunden und wurde von Fiden nicht vorgelassen. So vergingen acht Tage, Anton ging zur Besserung, seine Wunde war fast geheilt. Tante Fiden gab wieder ihre Musikstunden und Grosser arbeitete wieder an seinen Prozessen.

Aber dieser Vorfall, so wenig bedeutend an sich, hatte für Anton's Leben doch die wichtigsten Folgen.

Eines Vormittags stürzte Emma in sein Zimmer.

— Fräulein Lili — rief er aufspringend — Ihr Name erstarb auf seinen Lippen, als er das blasse von Schmerz und Thränen entstellte Antlitz sah.

— Ich suche Tante Fiden — war Alles, was sie hervorbringen konnte, dann sank sie erschöpft, am ganzen Körper bebend, auf einen Stuhl nieder.

Anton bat sie, sich zu fassen, reichte ihr einen erfrischenden Trunk und hielt ihr, eine Ohnmacht befürchtend, ein mit einer geistigen Essenz getränktes Tuch an die Lippen. Er umschlang

dabei mit dem einen Arm ihren Kopf, welcher auf die Sessellehne zurückgefallen war. Sie ließ Alles mit sich geschehen und hielt minutenlang die Augen geschlossen.

— Um des Himmelswillen, was ist vorgefallen? fragte Anton wieder, nachdem Emma sich soweit erholt hatte, um Antwort geben zu können.

— O, Nichts, Nichts! beunruhigen Sie sich nicht. Ich bin ein thörichtes Mädchen, ich habe Sie erschreckt — und Sie sind noch krank. — O, bitte, bitte, seien Sie mir nicht böse! ich gehe auch gleich wieder.

— Wie könnte ich Ihnen böse sein, liebes Fräulein!

— Ihr: liebes Fräulein beweist mir schon, daß Sie mein kindisches Betragen übel nehmen. Ach, ich will Ihnen Alles erzählen, ich muß Ihnen Alles erzählen. Die Menschen sind so schlecht, und weil Sie viel besser sind, darum sagt man Ihnen Böses nach, und Wilhelm und der Maler Heinrich — sie vollendete ihren Satz

nicht, sondern brach in einen Strom von Thränen aus.

Anton, auf's Tiefste ergriffen, zog sie fester an sich heran und hielt ihren Kopf an seinem Herzen fest.

— Sie sind krank, liebe Emma. Was ist geschehen?

— O, mir ist jetzt wieder wohl, antwortete sie ohne ihre Stellung zu verändern. Wilhelm haßt Sie, weil er weiß, daß ich Ihnen gut bin, so gut wie — — wie eine Schwester, und Seegassner will ich nie wieder ansehen. O, es ist schändlich! — Sie wissen, daß er Tante Fiden gebeten hat, mich malen zu dürfen. Wir kennen ihn seit vier Jahren, und er hat sich immer bescheiden und zurückhaltend benommen. Nur in der letzten Zeit schien mir sein Wesen auffallend verändert. Er malte und malte an dem Bilde und konnte nicht fertig werden, und ich mußte immer wiederkommen, wie ungern ich es auch that. Hätte Tante Fiden gewußt, daß er immer Anspielungen machte, die ich ihr gar nicht wieder erzählen konnte, sie hätte es nicht

erlaubt, daß ich ihm noch weiter sitze. Mehrmals schon fing er davon an, daß ich eigentlich kein Vermögen und auch keine rechte Familie besitze und daß es ein Glück für mich wäre, wenn ein Mann in guten Verhältnissen mich einmal zur Frau nehmen wollte. Heute fing er wieder davon an und sagte mir gerade zu, daß er mich — ihre Stimme stockte, und erst nach einer Weile fügte sie hinzu — heirathen wollte. Ich war empört über diesen Antrag und sagte ihm, daß es schlecht von ihm sei, unter dem Vorwande mich malen zu wollen, von solchen Dingen zu sprechen; daß ich ihn nicht liebe und niemals lieben würde und daß ich ihn abscheulich fände. Ich wollte fortgehen, aber er hielt mich mit Gewalt fest, und dann fing er an von Ihnen zu reden. Ich hätte Ihnen den Vorschlag, den er mir machte, gar nicht erzählt, wenn nicht das, was nachher zwischen uns vorgefallen, Sie selbst beträfe. Er sagte mir, daß er wohl wisse, warum ich mit einem Male so unfreundlich gegen ihn geworden sei; aber Sie können mir glauben, Herr Schwedt,

daß ich niemals auch nur ein freundliches Wort mit ihm gewechselt habe. Dann sprach er von Ihnen; behauptete, Sie seien ein Trunkenbold und trieben sich mit Grosser in schlechten Gesellschaften umher. Ich war darüber so aufgebracht, daß ich ihm geradezu sagte, er lüge. Aber er berief sich auf Wilhelm. Ich weiß nicht, warum ich über diese böse Verleumdung — denn Verläumdung ist es, das sagt auch Tante Fiden — weinen mußte, es war wohl nur Aerger. Seegassner aber fiel über mich her, wie ein Wahnsinniger, sprach viel verworrenes Zeug und, trotz allen Widerstrebens, hielt er meine Arme fest und —, und — hat mich geküßt. O, es ist schändlich. Dabei fing sie auf's Neue heftig zu schluchzen an.

Mit Anton war, während Emma ihm unbewußt die ganze Geschichte ihres Herzens offenbarte, eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Mit unnennbarem Entzücken lauschte er dieser Mittheilung, die ihm mit jedem Worte verrieth, wie tief sein Bild in dieses reine Herz gedrungen war. Er stand noch immer neben

ihr; ihr Haupt lag an seiner Brust, seine linke Hand lag um den Kopf geschlungen an ihrer Stirn, seine Rechte ruhte in ihrer Rechten. Er konnte vor Lust nicht sprechen, sie aber sagte: — Ich kann es mir selbst nicht erklären, warum ich zu Ihnen anders bin, als zu Andern.

— Ich will es Ihnen sagen, Emma; weil wir uns lieben, weil wir uns innig und aufrichtig lieben...

Sie bog den Kopf zurück und sah ihn mit ihren unvergleichlich schönen Augen zaghaft an; zweifelnd, ob sie ihn richtig verstanden habe, fragte sie mit kindlicher Schüchternheit fast tonlos: — Und Ihre Schwester?

— O, ich liebe Dich mehr als meine Schwester! Du sollst mein Weib sein! —

Wir vermögen es nicht zu beschreiben, was in diesem Augenblicke in Emmas Herzen vorging. Sie schrie nicht auf, sie jubelte und weinte nicht. Er küßte sie und sie duldete es ohne Widerstreben, aber auch ohne den Kuß zu erwiedern. Sie schien zu träumen und hatte doch

das volle Bewußtsein dessen, was mit ihr geschah. Ihr Puls schlug nicht schneller, ihre Hand zitterte nicht so, wie Antons, und doch war sie namenlos glücklich.

Für das höchste Glück, wie für den tiefsten Schmerz, giebt es keinen Ausdruck. An diesen beiden Endpunkten hört das Wort und der Ton auf, Vermittler menschlicher Empfindungen zu sein. Das höchste Glück und der tiefste Schmerz berühren sich, wie die Pole entgegenstrebender Kräfte. Bewegung und Leben, Wort und Ton steigert sich bis zu diesem Punkte. Hier aber herrscht ewiges Schweigen.

Tante Fiden trat ein.

Emma erschrak nicht, als sie sie sah. Aber jetzt erst bekam sie Fassung und Sprache wieder. Sie warf sich ihrer zweiten Mutter mit Leidenschaft ans Herz und rief in einem Tone, der jede weitere Erklärung überflüssig machte: — Wir lieben uns! — —

Auch Anton war an sie herangetreten und sagte mit mehr Fassung, als man seiner Jugend zugetraut hätte: — Ja, Tantchen, ich liebe

Emma und bitte für unsern Bund um Ihre Einwilligung und Ihren Segen.

Sie legte die Hände der jungen Leute schweigend in einander und sprach, überwältigt von der Heiligkeit des Moments: — Gott segne Euch, wie ich Euch segne! —

Auch wenn du Gutes willst, kannst du leicht Böses bringen;
Der Absicht Herr bist du — die That ist nicht mehr dein.
Die wälzt sich weiter fort in bunten Schlangenringen;
Im Reich der Thaten herrscht der Zufall nur allein.
Das Böse kommt von selbst — das Gute muß gelingen.

X.

Liebes-Glück und Nachforschungen.

Emma hatte es übernommen, ihren väterlichen Freund darauf vorzubereiten, was zwischen ihr und Anton vorgefallen, bevor dieser direkt um ihre Hand anhielt. Aber sie fand bei Bonafides einen härteren Widerstand, als sie vermuthete. Er sprach lange und ernst mit ihr; setzte ihr weitläufig auseinander, daß die Liebe allein zum Leben nicht ausreiche, und daß es noch lange währen könne, bevor Anton zu einer Stelle gelange, die ihm ein Auskommen sichere. Emma schien auf Alles gefaßt und hatte immer nur die eine Antwort bereit: — Onkelchen, ich liebe ihn!

Bonafides traute seinen Ohren kaum. Das Mädchen, vor einigen Wochen noch ein halbes Kind, schlug jetzt mit ruhiger Ueberlegung alle seine Einwände aus dem Felde. Sie entwickelte einen Muth, eine Zuversicht und ein Vertrauen zu Anton, mit welchen sie jeden Einspruch entwaffnete. Bonafides' Widerstand wurde immer schwächer, und nachdem sie auf seinen Vorwurf, daß man Anton und seine Familie eigentlich gar nicht kenne, ja kaum wisse, woher er sei und wohin er gehöre, mit dem Bemerken zurückwies, daß sie weder seinen Paß, noch seine Anverwandten, noch seine Vaterstadt, sondern ihn selbst liebe, mußte sich Bonafides ergeben und in das Unabänderliche fügen.

Zum ersten Mal eröffnete er Emma in jener Stunde, daß er zwar auf eine andere Wahl ihrerseits gehofft; daß er ihre Lebensstellung vor seinem Ende gerne gesichert wüßte; daß er blos für sie gearbeitet und gespart. Ich habe Dich lieb wie mein Kind, sagte er ihr, — vielleicht noch mehr, als ich mein eigen Kind lieb gehabt hätte. Ich habe keinen andern Wunsch

auf der Welt, als Dich glücklich zu sehen und kann es Dir nicht verhehlen, wie tief es mich betrübt, daß ich diesen Schwedt nicht so recht leiden mag. Ich kann ihm keinen Vorwurf machen; ich weiß selbst nicht, was ich gegen ihn habe.

— O, Onkelchen, ich weiß, was Du gegen ihn hast: Du bist eifersüchtig auf ihn.

— Das ist wieder einmal so eine Idee von Tante Fiden.

— Zum Theil ja. Du glaubst wohl, daß ich Dich weniger lieb haben werde, als bisher; dem ist nicht so. Was Deinen Plan betrifft, den Du mit mir hattest, so war wohl ein klein wenig der Wunsch dabei im Spiele, daß Alles so bleiben möge, wie es ist. Ich weiß auch wohl, was Du Dir dachtest; aber sei nicht böse Onkelchen, ich hätte niemals Ja gesagt. Und das ist auch Alles, was Du gegen Anton hast. Aber es soll auch in unserm Hauswesen nichts verändert werden. Wo immer auch Anton sich niederlassen mag, Du und Tante Fiden, Ihr müßt Beide mit uns ziehn. Ach, es wäre

gar zu hübsch, wenn Du und Tante Fiden — ich meine — und wollte eigentlich sagen, wenn Tante Fiden und Du nicht mehr so brummig mit einander wäret.

Emma war über den Gedanken, den sie zur Hälfte gedacht, zur Hälfte ausgesprochen hatte, so verlegen, daß sie kaum Worte finden konnte, sich herauszuwinden.

Bonafides lächelte seelenvergnügt über das liebreizende Wesen, welches fast zu sagen, über Nacht vom Kinde zum Weibe geworden war. Ihre Verlegenheit machte sie doppelt anziehend.

— Wie meinst Du das? fragte er sie neckend.

— Ich meine das so, daß Du und Tante Fiden einander aufrichtig gut seid und doch immer so fremd' thut, als hättet Ihr Euch erst gestern kennen gelernt. Tante Fiden könnte nicht ohne Dich, und Du könntest nicht ohne sie fertig werden; und da Tante Fiden meinem Anton sehr gut ist und ich Dir ebenso, so könntet Ihr zusammen bei uns bleiben, — ich meine in einem Hause.

— Wir wollen uns das noch überlegen, sagte Bonafides mit gutmüthiger Heiterkeit, vorläufig aber stelle ich Dir und „Deinem" Anton noch eine unabänderliche Bedingung meiner Einwilligung, wenn Dir und ihm überhaupt Etwas an meiner Zustimmung liegt. Dein Liebesverhältniß zu Anton bleibt vorläufig noch für alle Welt ein Geheimniß. Anton arbeitet nach wie vor in meinem Büreau und es muß mir unbenommen bleiben, Erkundigungen über ihn und seine Familien-Verhältnisse einzuziehen. Ich muß erfahren können, was er für Aussichten für die Zukunft hat. Du hast keine Aussicht auf ein anderes Erbe, als was ich Dir lasse, und das ist nicht bedeutend genug, um nicht in kürzester Frist von einem leichtsinnigen Brausewind in alle vier Himmelsgegenden gejagt zu werden. Ich sage das ohne alle Beziehungen auf Schwedt. Aber Du und auch er, wenn er es ehrlich mit Dir meint, muß meine Vorsicht billigen. Auch über seine Lebensweise möchte ich Sicherheit haben. Ich glaube zwar dem Gerede nicht; allein das Gegentheil muß

durch die That bewiesen werden. In wenigen Monaten lernt man einen Menschen nicht kennen.

— O doch, Onkelchen! warf Emma ein.

— Ja wohl, für die Liebe eines leicht zu bethörenden Mädchenherzens sind wenige Tage ausreichend, aber nicht für die reife Beurtheilung eines Mannes.

— Du bist ja sonst nicht so ängstlich strenge, lieber Onkel, sagte Emma mit tiefem Ernst; wenn Du meinen Anton mit dem Maßstab beurtheilen wolltest, den Du an Herrn Grosser anlegst, müßte Dein Urtheil sehr milde ausfallen.

— Glaube mir, Grosser ist ein vortrefflicher Mensch. Nur das Unglück hat seine Grundsätze wankend gemacht, weil es seine Sinne verwirrte. Doch lassen wir Grosser fallen. Ich habe Dir meine Meinung gesagt; richte Dich danach.

— Das werde ich auch, lieber Onkel, und ich kann im Voraus auch für meinen Anton einstehen.

— Gut denn, so sprich mit Deinem Anton, sobald Du dazu Gelegenheit hast, rief Bonafides verdrießlich. Mache ihn darauf aufmerk-

sam, daß es in Deinem Interesse schicklich wäre, wenn er sich wo anders einmiethete, und daß ich bis auf Weiteres über dieses Verhältniß keinerlei Rücksprache mit ihm zu haben wünsche...

Tante Fiden erklärte sich mit der Art und Weise, wie Bonafides die Sache behandelte, sehr unzufrieden. Er fasse die Herzensangelegenheit justiziarmäßig auf, sagte sie. Sie habe zwar nichts dagegen, daß Schwedt eine Zeit der Prüfung zu bestehen habe, schon um die Verläumdungen böser Zungen Lügen zu strafen, daß aber Bonafides hinter dem Rücken Schwedts Erkundigungen über ihn einziehen wolle, mißbilligte sie entschieden. Sie machte Emma darauf aufmerksam, wie kränkend dies für Anton sein müsse; machte sich anheischig, mit Bonafides selbst darüber zu sprechen und gebot Emma, es Anton zu verschweigen, was Bonafides im Plane habe. Sie versprach auch Bonafides, ihm über Alles Aufklärung zu verschaffen, was er zu wissen verlange. Ins Geheim aber schrieb sie an Julien die wenigen Zeilen:

„Ihren Brief an Anton habe ich gelesen. Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von mir haben; ob ich sie verdiene, werden Sie erfahren, wenn wir uns näher kennen lernen. Sie forderten Anton auf, Sie zu rufen. wenn er etwas über sein Leben beschlösse. Ich thue es in seinem Namen, wenn auch nicht in seinem Auftrage. Kommen Sie, sobald es Ihnen Ihre Zeit und Ihre Verhältnisse gestatten, hierher. Ich sehne mich danach, Ihnen meine Emma zuzuführen."

Für den Justizrath war das Versprechen Tante Fidens, jede erwünschte Auskunft über Anton zu ertheilen, nicht hinreichend. Er, der seit vierzig Jahren mit Gerichten und Behörden zu thun hatte und überall hoch angesehen war, hatte einen einfacheren Weg, Erkundigungen einzuziehen.

Es ist eine bekannte Beobachtung, daß der Charakter eines Menschen in vorgerückten Jahren zum großen Theil in seinem Berufe aufgeht. Die Elastizität der Jugend gestattet es, eine harte Grenze zwischen Berufs- und Lebensbeziehungen

zu setzen. Der junge Kaufmann, Soldat, Handwerker, Diplomat, Fabrikant und Seiltänzer kann außerhalb der Kreise seiner Thätigkeit als ein ganz anderer Mensch erscheinen und es auch wirklich sein. Das Alter hingegen trägt die Merkmale des gewohnheitsmäßigen Schaffens in alle Lebensverhältnisse hinein, und selbst im besten Falle vermag es nicht, sich ganz von dem Einflusse des Berufs zu emanzipiren. Der alte Soldat bleibt unter allen Umständen ein Soldat, der alte Tänzer unter allen Verhältnissen ein Tänzer... Jeder Andere als ein Mann der Justiz hätte es für unstatthaft, wenn nicht gar für perfid gehalten, auf dem Wege, den Bonafides einschlug, Nachforschungen über die Verhältnisse eines Tochtermannes anzustellen. Bonafides hingegen wäre es höchst peinlich gewesen, mit Anton selbst über seine Familien- und Vermögens-Verhältnisse zu sprechen; aber es war ihm ein Leichtes durch die Polizei-Direktion unserer Residenz bei der Polizei-Direktion der benachbarten Residenz — von dorther kamen nämlich von Zeit zu Zeit Geldbriefe an

Anton, welche an das Büreau des Rechts-Anwalts adressirt waren — Erkundigungen über einen „gewissen" Anton Schwedt einholen zu lassen. Die Polizei-Dierektion jener benachbarten Residenz war aber so unglücklich, von dem fraglichen Anton Schwedt nichts anders zu wissen, als daß er sich vor vier Jahren einige Zeit daselbst aufgehalten habe. Und nach dem Paragraph 1 des deutschen Polizeisystems, nach welchem jeder Mensch verdächtig oder schuldig ist, der nicht durch Dokumente und Beweise legitimiren kann, daß er unverdächtig und unschuldig sei, war auch Anton von dem Augenblicke an verdächtig, wo sein Name auf dem Polizei-Büreau auftauchte, ohne daß sofort niederschlagende Beweise seiner Unbescholtenheit angeführt werden konnten. Der Umstand, daß die Polizei-Direktion der benachbarten Residenz, der man sich unter allen Umständen einerseits als willfährig, andrerseits als wohl unterrichtet zeigen mußte, ernstlich anfragte, war Veranlassung zu lebhaften „Recherchen" über Anton, die mit um so größerem Eifer betrieben wurden, je

weniger man von ihm wußte. Da wir unsere Figuren sowohl wie die Konflikte, mit welchen wir den Leser bekannt machen, aus dem Leben gegriffen, so dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß wir mit unwesentlichen Abänderungen hiermit eine Thatsache wiedergeben.

Anton war in Folge der geringfügigen Anfrage des Justizraths Gegenstand lebhafter polizeilicher Untersuchungen geworden. Und je weniger Anhaltspunkte man in diesen Nachforschungen fand, desto verdächtiger wurde die misteriöse Person, von der man gar nichts wußte. Man gelangte in die Wohnung, welche Anton vor vier Jahren inne hatte; man erkundigte sich, was er getrieben, wie er sich gebärdet, welchen Umgang er gehabt habe. Man brachte es mit vieler Mühe glücklich heraus, daß der Arzt L...t mehrmals bei ihm gewesen. Das war Etwas. Man suchte den Arzt auf. Dieser wollte von Anton nichts zu berichten wissen. Man deutete ihm an, daß von anderer Seite her Nachfragen über ihn eingelaufen seien, die den jungen Menschen verdächtigen oder graviren müßten, wenn sich nicht Jemand fände, der für

ihn aufkomme. Man wisse nicht, wo er geboren, wo er erzogen, wer seine Eltern, wer seine Angehörigen seien, und müsse unbedingt Schritte thun, die Anton kompromittiren, wenn nicht gar in seiner juridischen Laufbahn stören würden, wenn diejenigen Personen, denen er näher bekannt, Auskunft über ihn verweigerten. Vor Allem aber müsse man wissen, woher er seine Subsistenzmittel habe. Der ehrliche Arzt, in der guten Absicht Anton vor Unannehmlichkeiten aller Art zu bewahren, übernahm für ihn nach jeder Seite hin Bürgschaft und Gewährleistung. Die Polizei begnügte sich damit nicht. Positives wollte sie wissen. Der Arzt wurde in die Enge getrieben; und als man ihm die Versicherung gab, daß keinerlei Maßregeln gegen Anton getroffen werden sollten, sobald man über seine Person genau informirt, blieb dem Arzte keine andere Wahl, als zu verrathen, was er von Anton's Verhältnissen wußte. Die Polizei erfuhr also, daß bei dem Banqier ....z eine Summe für Anton deponirt sei, deren Zinsen ihm unter der bekannten Adresse zugeschickt wurden. Ein Weiteres wußte der Banquier nicht;

aber die Polizei wollte ein Weiteres wissen. . . Man forschte, von welchem Banquier der . . . . z vor vier Jahren jene Summe erhoben. Man erfuhr auch dies und gelangte in dritter Instanz zum Hofrath Grün. Der allmächtige Beamte war selbst dem Polizei-Direktor unerreichbar. Hier also hörte die amtliche Forschung auf. Die Behörde trat in den Hintergrund, aber nicht die Sache. Der Polizei-Direktor, der in verschiedenen diplomatischen Kreisen mit dem Hofrath zusammen kam, fand eine passende Veranlassung diesen merken zu lassen, daß seine verborgensten Beziehungen der unterrichteten Polizei kein Geheimniß seien. Seitens des Polizei-Chefs wurden Bedingungen, Seitens des Hofraths wurden Konzessionen gemacht. Und so kam es denn, daß Grün durch den Polizei-Director zuerst sein eigenes Geheimniß erfuhr. . . Julie war seinem Hasse, seiner Rache entgangen, daß ihm Anton nicht entgehe, dafür wollte er Sorge tragen. Sobald er sich von seinen Geschäften frei machen konnte, reiste er nach der benachbarten Residenz um Anton aufzusuchen. . .

Vergessen wirst Du nie, was Deine Seele
In Jubel und in Thränen sich gewann.

XI.

Das Wiedersehen.

Anton hatte auf des Justizraths Wunsch seine Wohnung im Amorettenhause aufgegeben. Er kam der Kündigung der Wirthin zuvor, die „ihrem Kinde", dem blonden Heinrich, zu Liebe dessen Feind nicht länger im Hause dulden wollte.

Anton hatte zwar mit dem idealsuchenden Maler bis jetzt noch kein Wort gesprochen, auch blieb dessen unverantwortliches Betragen gegen Emma ein Geheimniß zwischen den beiden Liebenden und der Tante; aber, daß Etwas vorgefallen sein mußte, merkte man eben so deutlich, wie das Interesse Anton's und Emma's für einander.

Auch Wilhelm hatte sich sehr verändert. Seitdem der erstorbene Rosenstock auf's Neue zu

grünen und zu knospen anfing, war Wilhelm gegen alle Welt zuthunlicher, in seinem ganzen Wesen freier geworden. Der Fatalismus findet in verwahrlosten Naturen seine liebste Heimath. Wilhelms Lebensluft schien mit seinem Zwergrosenstock zu wachsen. Seine Blumen und seine stille Liebe waren gewissermaßen in ihm identisch geworden. Er übertrug die eine Neigung auf die andere, und es wäre ihm selbst und jedem fremden Beobachter schwer geworden, die Grenzen anzugeben, wo diese krankhafte Zärtlichkeit seines Innern sich trennte. Auch sein Haß gegen Anton entsprang aus demselben Grunde. Was zwischen seinen Blumen, fremde Gräser und schädliche Insekten, das war Anton in seiner Liebe.

Seitdem Anton das Haus verlassen, seitdem der Zwergrosenstock, das einzige Geschenck, welches er je von Emma erhalten hatte, auch wieder auflebte, war er so glücklich, als er es in seiner Weise zu sein vermochte. Mit dem blonden Maler, dessen Betragen gegen Emma er nicht ahnte, hatte er gegen den gemeinsamen Feind eine

Art Schutz- und Trutzbündniß geschlossen und es war nicht absichtliche Verleumdung zu nennen, daß er Antons Unfall aus einer so niedrigen Veranlassung herleitete. Er glaubte in seinem Innern an die Wahrheit seiner Vermuthung, weil er Alles, was Anton that, mit den Augen des Feindes sah; seitdem dieser im innigen Verkehr mit dem verrufenen Grosser stand, erschien die Sache noch um so warscheinlicher.

Einen dritten Bundesgenossen fanden die beiden Alliirten in Dörffle. Dieser sanguinische Allerweltsmann war, wie Alle seines Gleichen, feige. Menschen von übersprudelnder Empfindung sind mehr oder minder Sklaven des Augenblicks; schnell zum Angriff, aber auch eben so schnell zur Flucht bereit. Zur dauernden Vertheidigung fehlt ihnen die Ausdauer und der Muth.

Dörffle hatte nicht einmal die Ruhe, zu untersuchen, was Wahres an dem Gerede sei. Dieselbe Heftigkeit, mit welcher er Anton in die Gesellschaft trug, äußerte er jetzt in seinen Schmähungen gegen den jungen Mann. Ja er leitete

sie sogar aus derselben Quelle her. — An dem Burschen, sagte er zu seinen Freunden, ist nichts gut als seine Larve, und davon dürfen sich Leute, wie wir, nicht bestechen lassen. Bernhardi forderte er auf, dem „hergelaufenen" jungen Menschen sein Haus zu verschließen; denn — sagte er — Leute, die auf ihren Ruf nicht achten und mit Menschen, wie Grosser, verkehren, achten auch den Ruf Anderer nicht. Dieser Schwedt würde sich kein Gewissen daraus machen, Ihren Töchtern die Köpfe zu verdrehen. Das Zeug dazu hat er, und es thut mir aufrichtig leid, ihn in die bessere Gesellschaft eingeführt zu haben.

Auch bei Bonafides hatte er von Schwedt zu sprechen angefangen, war aber kurz abgewiesen worden. Bonafides war überhaupt mit Dörffle nie sehr intim, die Ursache war Grosser. Dörffle nämlich hatte einmal geäußert, er möge Grosser darum nicht leiden: — weil er einen so steinigen Namen habe. Victor Grosser klinge mit den vielen R so verbrecherisch hart, daß man immer stolpre, wenn man ihn ausspreche. Menschen, die so heißen, müsse man

unter ein Mühlrad bringen, um sie mürbe zu machen.

Seitdem Dörffle diese Aeußerung gethan, blieb ihm Bonafides für alle Zeit unzugänglich. Die Menschen sind einmal so, daß sie sich nicht gerne mit fremden Vorurtheilen belasten; sie haben an ihren eigenen genug zu tragen. Aber Bonafides blieb auch der Einzige, den Dörffle über Schwedt nicht umzustimmen vermochte.

Ohne den Grund zu ahnen, fühlte Anton, daß man ihn überall mit scheelen Blicken betrachtete. Er war indeß so glücklich in sich selbst, daß ihn dies wenig kümmerte. Er wohnte jetzt in einem schräg gegenüberliegenden Häuschen derselben Straße, dem einzigen alten Gebäude, welches zwischen den stolzen prächtigen Häusern dieses neuen Stadttheils stehen geblieben war. Mit Grosser war er auf's Innigste befreundet. Es war eine Art schwärmerischer Neigung, welche der alternde Mann zu ihm gefaßt hatte. Ueber Julie hatten sie seit jenem Sonntag Morgen nicht wieder gesprochen. Anton vermied überhaubt jede persönliche Andeutung,

aber er fand die größte Genugthuung in Victors immer wachsendem Vertrauen. Dieser breitete alle Schätze seines Wissens und seiner Erfahrungen vor ihm aus; und wie er ehedem mit Julien um so inniger wurde, je mehr er ihr von seinem Wesen offenbarte, so war es auch jetzt mit Anton der Fall. Der Glückliche berauschte sich in seiner wonnigen Liebe, um sich in der ernsten Freundschaft wieder zu ernüchtern. Er kam zwar, seitdem er die Wohnung im Amorettenhause verlassen, nur selten in die Geisblattlaube, aber desto öfter in die Wohnung der Tante Fiden, wo Niemand das Glück der Liebenden belauschte oder störte; denn Tante Fieden war mit ihnen glücklich. Emma hatte bisher noch von Dr. Ohnetuch einige Stunden wöchentlich Unterricht in Sprachen und Literatur erhalten. Anton ließ es sich nicht nehmen, diesen Unterricht selber fortzusetzen. Bonafides konnte es nicht hindern, daß Anton unter diesem Vorwande täglich mehrere Stunden mit Emma verbrachte. Tante Fiden sah genau darauf, daß die Unterrichtszeit pünklich eingehalten wurde; aber sie hatte auch,

sobald die Stunde geschlossen, hier und da Allerlei zu thun; sie ging aus der Küche in den Garten, aus dem Garten in die Kammer, ordnete den Wäschschrank, sortirte die Seidenläppchen: genug sie that Alles, den Liebenden, ohne sie auffallend allein zu lassen, Zeit und Gelegenheit zu gönnen, sich die kleinen Geheimnisse ihres Glücks in Wort und That anzuvertrauen. Wenn Anton Emma verließ, um sich in seine Wohnung zu begeben, fand er in den meisten Fällen Grosser, der ihn daselbst erwartete.

Es war an einem Abend des Monats September. Grosser war, wie gewöhnlich, in Antons Wohnung und las. Da wurde an die Thür geklopft und Hofrath Grün trat ein . . .

Die beiden Männer erkannten sich nicht gleich; sie hatten sich sehr verändert. Der Hofrath nahe an funfzig, der ehemalige Assessor seines Büreaus gegen vierunddreißig Jahr. Dieser in Schmerz und Gram ergraut, jener durch überreichen Genuß entkräftet. Sein Haar war noch immer glänzend schwarz, aber sorgfältiger behandelt als ehedem; von dem Hinterkopf nach vorn gestrichen

und um die rechte Schläfe in eine gut angebrachte Krause auslaufend. Aber sein Gesicht war faltiger, seine Lippen noch dünner geworden. Seine ehedem volle kräftige Figur hatte die grade Haltung, die Geschmeidigkeit verloren. Der lauernde Blick des grauen Auges hatte fast etwas Unheimliches.

— Wohnt hier ein gewisser Anton Schwedt? fragte der Hofrath mit aristokratisch wegwerfendem Tone und betrachtete dabei einen mit Namen und Hausnummer beschriebenen Zettel.

Nach dieser Frage erst erkannte Grosser seinen ehemaligen Vorgesetzten. Sein ganzer Haß gegen denselben, den er Jahre lang mit sich herum getragen, war mit einem Schlage erwacht, und in einem ähnlichen Tone erwiederte er:

— Herr Anton Schwedt wohnt hier und wenn Sie, Herr Hofrath Grün, ein Anliegen an ihn haben, welches sich nicht bis morgen aufschieben läßt, so können Sie hier seine Rükkunft abwarten.

— Ich bin nicht gewohnt, Subjekte der Art wie meines Gleichen zu behandeln.

Doch sich fassend, fügte er hinzu: — Sie scheinen mit diesem Schwedt unter einer Decke zu spielen, Herr Assessor Grosser! und es ist mir ganz angenehm, daß ich Sie Beide mit einem Schlage greife. Ich werde Ihren Herrn Schwedt hier erwarten. Sie dürften sonst, da Sie um mein Hiersein wissen, Veranlassung haben, ihm den wohlgemeinten Rath zu geben, sich wo anders als in seiner Wohnung suchen zu lassen.

— Herr Hofrath! erwiederte Grosser, mit seinem aufsteigenden Grimm kämpfend — ich würde Ihnen aus Schonung für sich selbst, aus Rücksicht für die Achtung, die Sie für Ihre soziale Stellung zu beanspruchen berechtigt sind, rathen, eine andere Sprache zu führen. Vergessen Sie nicht, daß Sie hier in einem fremden Lande und innerhalb geregelter Gesetze leben.

— Für Hehler und Betrüger giebt es da wie dort Kerker und Fesseln. Es wird mir ganz klar, daß Sie bei dem Betrug, der mir gespielt wurde, betheiligt waren. Der Plan war so gut angelegt, daß er mir nur durch einen Zufall verrathen werden konnte. Die Banquiers sind

verschwiegen, wenn man sie bezahlt; und daß Sie die Sache einleiteten, beweist Ihr plötzliches Verschwinden aus der Stadt. Sie werden hoffentlich eine andere Sprache führen, wenn ich Ihnen die Mittheilung mache, daß nur wenige Schritte vor diesem Hause zwei Polizei-Agenten Wache halten, die mir von der hiesigen Behörde zur freien Verfügung gestellt sind. Daß Sie um den Betrug gewußt oder ihn eingeleitet, ist mir nach der Zeit klar geworden; daß Sie aber so wenig vorsichtig sein würden, so nahe dem Schauplatz ihrer abscheulichen That die Zinsen der erschlichenen oder entwendeten Schenkung zu verzehren, hätte ich Ihrem juristischen Scharfsinn nicht zugetraut.

Grosser erblaßte. Der Hofrath, der es merkte, setzte mit triumphirender Bosheit hinzu: — Sie sehen, ich bin über Alles unterrichtet und werden nun hoffentlich etwas demüthiger in Ihren Ausdrücken werden. Dabei ließ er sich in einen Sessel nieder und zog einen andern heran, gegen welchen er seine beiden übereinander geschlagenen Füße stemmte.

Das einzige Wort Schenkung klärte Grosser über Alles auf. Anton also war es, um dessentwillen Julie solche Opfer gebracht. Anton war es, der mittelbar den unwiderruflichen Bruch zwischen ihm und ihr herbeigeführt. Anton, den er mittlerweile so lieb gewonnen, daß auch ihm kein Opfer zu groß für den Freund hätte sein können. Eben so rasch, wie das Verhältniß selbst, wurde es Grosser auch klar, daß Anton in keiner Weise unterrichtet, weder von Julien's früherer Liebe noch von ihrem Verhältniß zum Hofrath Etwas wissen konnte.

Er sah ein, daß hier schnell Etwas geschehen mußte, um den heftigsten Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn zu vermeiden.

Daß Julie es dem Hofrath verschwiegen hatte, wem seine Schenkung gegolten, war unzweifelhaft; denn wie verderbt und schlecht auch das Gemüth Grün's sein mochte, er hätte gegen sein eigenes Kind nicht solche Maßregeln ergriffen, wie er es gethan. Nach einem kurzen Kampfe in seinem Innern kehrte die ganze männliche Kraft und Entschlossenheit und mit

dieser auch sein edler Sinn zu ihm zurück. Er war nicht mehr der durch Schmerz und Leiden verfinsterte und niedergedrückte, sondern der stolze und würdevolle Mann, der ehedem mit vollem Bewußtsein lieber sein Lebensglück als seinen Grundsatz aufgab.

— Herr Hofrath — sagte er, nachdem er zum Entschlusse gekommen war — mir ist es in diesem Momente klar geworden, welche Absicht Sie hierher geführt. Wie fern ich auch der ganzen Angelegenheit stehe, so habe ich doch ein zu großes Interesse für Schwedt und für die Person, die diese unglückliche Verwickelung herbeigeführt, um es ruhig mit anzusehen, wie aus einer einzigen unheilvollen That neues und größeres Unheil heranwächst. Ich wußte allerdings um diese Schenkung, die Sie freiwillig in die Hände einer, mir damals sehr befreundeten, Person niederlegten. Ich begreife Ihre Erbitterung über jene Person, die Sie gewissermaßen hinterging. Sie selbst ist Ihnen, vermöge ihrer Stellung, vermöge der Beläge, die sie gegen Ihre etwaige Anklage aufstellen kann,

unerreichbar; und so trifft Ihre Rache einen völlig unschuldigen Menschen, der weder von der erhaltenen Schenkung, noch von dem Geber etwas weiß. Mich bindet ein heiliges Gelübde, ich kann und darf Ihnen in diesem Augenblicke keinerlei Aufklärung geben, aber ich gebe Ihnen die ernste Versicherung, daß ich Ihnen, soweit es mir meine Ehre gestattet, Licht und Genugthuung verschaffen will. Nur ziehen Sie diesen Schwedt nicht in eine Affaire, die über sein ganzes Leben unheilvoll entscheidend werden kann!

Grosser schwieg, auf eine Antwort des Hofraths wartend. Dieser streckte seine Füße behaglich auf den Sessel, und indem er denselbeu hin und her schaukelte, sagte er, Grosser von der Seite anblickend:

— Sie führen die beredte Sprache eines hartgesottenen Sünders; mich besticht das nicht. Lassen Sie Beweise reden!

Grosser erbebte am ganzen Körper, aber mit bewundernswerther Selbstbeherrschung erwiederte er:

— Herr Hofrath, Sie sehen, daß ich in

einer Stimmung bin, in der ein höheres Interesse jegliche Selbstverleugnung erheischt. Ich werde Sie weder für diese, noch für weitere Kränkungen, welche Sie mir zufügen, verantwortlich machen. — Ich erkläre mich bereit, Ihnen nach jeder Seite hin Rede zu stehen und Genugthuung zu verschaffen. Sie mögen mich, bis ich Sie zu Ihrer Befriedigung aufgeklärt, als Ihren Gefangenen betrachten; nur lassen Sie Schwedt unbehelligt, und folgen Sie mir in meine Wohnung um das Weitere zu vernehmen.

— Wie schlau! sagte der Hofrath mit teuflischem Lächeln. Wahrscheinlich finden sich hier Documente vor, die das ganze betrügerische Verfahren an's Licht bringen. Sie wollen mich durch hochtrabende Redensarten aus dieser Wohnung locken, damit Ihr sauberer Genosse Zeit hat, Briefschaften und Papiere zu beseitigen.

In diesem Augenblicke hörte Grosser die Hausthür gehen. Er erkannte Anton's Schritt und rief mit steigender Hast und fliegendem Athem: — Um Gottes Barmherzigkeit willen

schweigen Sie gegen Anton! Er erfaßte dabei die Hand des Hofraths, und dieser, einen Angriff befürchtend, machte Miene um Hilfe zu rufen. Da ging die Thür auf und Anton trat ein.

Grosser ließ die Hand des Hofraths los und sagte, sich zu Anton wendend: — Liebster Freund, ich ersuche Dich, einige Minuten auf dem Hausflur zu verweilen, ich habe mit diesem Herrn nur wenige Worte zu reden.

— O, gerne! erwiederte Schwedt und machte Miene umzukehren.

— Nicht von der Stelle, junger Mensch! rief der Hofrath aufspringend — so leichten Kaufs entgeht Ihr mir nicht wieder!

— Thue, wie ich Dir sagte, aber ich verpflichte Dich bei Deiner Ehre, das Haus nicht zu verlassen!

Grosser sprach diese Worte mit einer Entschiedenheit, die keinen Widerspruch duldete, und sich zum Hofrath wendend sagte er leise:

— Sie können das Fenster öffnen und Ihren

Polizei-Agenten zurufen, daß sie Niemand aus dem Hause lassen.

Der Hofrath begnügte sich damit, Grosser einen verächtlichen Blick zuzuwerfen. — O, er wird mir nicht entgehen, sagte er, sich wie vorher niederlassend. Was haben Sie mir noch anzuvertrauen?

— Bevor ich Ihnen hierauf antworte, Herr Hofrath, muß ich Sie fragen, in welcher Absicht Sie hierher gekommen sind.

— Ganz einfach in der Absicht, die Leute kennen zu lernen, die eine von mir ausgestellte Schenkungs-Urkunde entweder betrügerischer Weise erschlichen oder geradezu entwendet haben.

— Hat Ihnen denn die Person, in deren Hände Sie jene Schenkung niederlegten, nicht verrathen, welchen Zweck sie im Auge gehabt, und welche Mittel sie zur Erreichung dieses Zweckes angewandt? fragte Grosser.

— Ich habe keinen Grund, Ihnen darüber Rede zu stehen, denn ich kann füglich annehmen, daß Sie um die Intrigue wußten, die mir jene Dame spielte. Sie hat mir allerdings in einem

Briefe mitgetheilt, daß sie mich hinters Licht geführt. Dem albernen Märchen, welches sie erfand, ihrer Intrigue den Schein einer gerechten Veranlassung zu geben, kann ich nicht mehr Glauben schenken, als Ihrer Versicherung, daß Sie uneingeweiht geblieben sind.

— Ich kann Ihnen zur Zeit keinen andern Beweis geben, daß mir die Sache bis zu diesem Augenblicke so fern lag, wie jedem Fremden, als mein Wort, meine heiligste Versicherung. Diese Schenkung und die Intriguen, die ihr vorangingen, waren es eben, welche einen unwiederruflichen Bruch zwischen mir und der Person herbeiführte, in deren Hände Sie sie niedergelegt. Aber wenn es Ihnen lediglich darum zu thun ist, sie rückgängig zu machen, ich meine, wieder in den Besitz der Summe zu gelangen, die man Ihnen nach Ihrer Ansicht unrechtmäßiger Weise abgelockt, so könnte ich, wenn Sie von weiterer Verfolgung der Sache abstehen, die Garantie übernehmen, daß Schwedt auf dieselbe freiwillig Verzicht leistet. Erklären Sie sich damit einverstanden, und ich werde

Schwedt noch in diesem Augenblicke veranlassen, die nöthigen Papiere auszustellen, die jene Summe wieder in Ihre Hände zurückgelangen lassen.

— Das liegt, wenn er auf legalem Wege zur Nutznießung des Vermögens gelangt ist, nicht in seiner Macht, erwiederte der Hofrath.

— Nicht direkt. Ich weiß, daß Sie den Namen der Person, der Sie jene Summe überwiesen, unausgefüllt ließen. Nachdem Sie aber wissen, daß es Anton Schwedt ist, der die Zinsen jenes Kapitals bezieht, so können Sie sich damit begnügen, wenn er ein für allemal auf diese Rente Verzicht leistet und sie Ihnen überweist. Er ist großjährig. Und wenn Sie weitere Bürgschaft für mich und für ihn verlangen, bin ich bereit sie Ihnen in der nächsten Viertelstunde in der Person des Justizraths Bonafides zu geben.

Der Hofrath ging während des letzten Theils dieser Rede unruhig im Zimmer auf und ab. Abgesehen von der unverkennbaren Wahrheit der Gesinnung Grossers, lag in seinen Worten etwas so Ueberzeugendes und doch dabei in seinem

Tone etwas so eindringlich Bittendes, daß sein mißtrauischer Gegner Mühe hatte, neue Beläge eines widersprechenden Verfahrens aufzufinden.

— Ich will! rief Grün, mit dem Fuße stampfend, ich will nun einmal der Sache auf den Grund kommen. Ich will, auch wenn Sie in allen Stücken Recht haben, nicht genarrt und hintergangen worden sein. Sie soll mir Rede stehen! — Dieser Schwedt also ist vierundzwanzig Jahre alt. — Er war damals zwanzig — sagte er halb im Selbstgespräch. — Ich will wissen, was an der Sache ist und werde Alles aufbieten, alle betheiligten Personen zur Rechenschaft zu ziehen. —

— Und werden nichts erreichen, als verdiente Schmach für ein doppelt schmachvolles Betragen, erwiederte Grosser mit gedämpfter Ruhe. — Herr Hofrath, ich habe fünf Jahre lang als letzter Beamter in Ihrem Büreau gearbeitet. Ich hatte weder einflußreiche Empfehlungen, noch eine schöne Schwester, um derentwillen Sie mich hätten berücksichtigen können. Ich weiß meine Leistungen zu taxiren, weiß aber auch Ihren Character zu

würdigen. Ich hielt Sie immer für einen Menschen, der zwischen kriechender Heuchelei und hochfahrender Selbstsucht alle Masken annahm, wie sie der Moment erheischte. Wie wenig ich mich in Ihnen geirrt habe, beweist mir dieser Moment. Ich habe Ihnen erklärt, daß die Ehre, daß das Lebensglück Schwedt's auf dem Spiele steht; ich habe Ihnen alle erdenklichen Konzessionen gemacht; habe Ihre Schmähungen hingenommen, um einen mir lieb gewordenen Menschen vor Schande zu wahren; ich habe mich sogar vor Ihnen, den ich aus tiefster Ueberzeugung verabscheue, gedemüthigt. Ich hätte mich in Ihre Hände überliefert, hätte Alles gethan, was Sie verlangen, vielleicht mehr gethan, als ich vor meinem Gewissen verantworten konnte, wenn Sie noch einer menschlichen Regung, einer gerechten Anerkennung fähig wären. In Ihnen aber ist Alles, was Gottähnliches in die menschliche Natur gelegt, im Thiere aufgegangen. Nun so will ich Sie denn wie die Bestie behandeln, die ihre Zähne fletscht, wenn man sie nicht mit Füßen tritt. Ich schwöre es Ihnen, das ich Sie eher erdroßle, bevor ich Sie

in ein Menschenleben greifen lasse, welches mehr werth ist, als Hundert Ihres Gleichen! – Entschließen Sie sich, bevor meine Drohung zur That wird. Nehmen Sie Ihr Geld zurück und stören Sie den Frieden dieses Menschen nicht mehr, oder erwarten Sie das Schlimmste! ...

Grosser hatte dieß mit gedämpfter Stimme, aber in einer Weise gesagt, die keinen Zweifel ließ, daß er bereit war, seine Drohung zu vollziehen. Er hatte sich zwischen die Thür und das Fenster gestellt, so zwar, daß der Hofrath weder hierhin noch dorthin gelangen konnte. War es Ueberraschung oder Furcht, genug Grün besaß weder Kraft um Hilfe zu rufen, noch irgend ein beschwichtigendes Wort hervorzubringen. Das zornsprühende Auge Grossers hielt ihn an seine Stelle gefesselt; er konnte den Blick nicht ertragen und vermochte es doch nicht, ihm auszuweichen.

Es fing zu dunkeln an. In dem Augenblicke als die Katastrophe im Innern des Zimmers eine gefährliche Wendung zu nehmen drohte, erscholl

auf dem Flur ein heller Freudenschrei. Grosser riß die Thür auf. — — — — — — — —

Anton und Julie lagen eiuander in den Armen . . .

Ende des zweiten Theils.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

Schramm, Karl

Verrufen ein Lebensbild

Bd.: 2

Berlin 1861